



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Willibald Menz

Ernst Eckstein

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfzehnter Jahrgang. Band 4.

Willibald Menz.

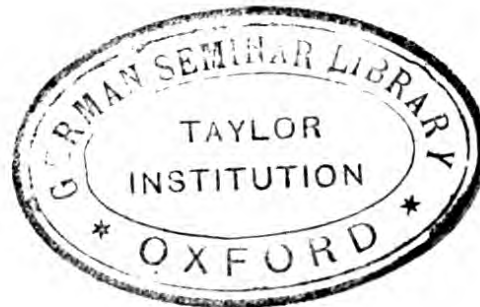
—
Lavafluten.

Don

Ernst Eckstein.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1898.



Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Willibald Menz.



Erstes Kapitel.

Mit dem Sechs-Uhr-Zuge traf Willibald Menz im Hauptbahnhofe zu Dresden ein. Er stieg, wie gewöhnlich, im Europäischen Hof ab, wo er auch diesmal für die Winter-saison zwei Zimmer gemietet hatte, obschon er seit Anfang Dezember nicht mehr von Oberloßberg herübergekommen war. Jetzt endlich hatte er sich durch den pomphaft angekündigten Ball der Fraternität verlocken lassen.

Es war ein prächtiger frostklarer Februarabend. Der Mond stand leuchtend im Blauen. Die etwas beschneiten Straßen wimmelten von Wagen und Fußgängern. Wie er so zwischen den vielstöckigen Häuserreihen der Pragerstraße dahinfuhr, hatte Menz das Gefühl, als tauche er nach langer Traumexistenz endlich einmal in die Flut der lebendigen Wirklichkeit. Da er ja vollauf Zeit hatte, gab er im Europäischen Hof nur sein Gepäck ab und schlenderte, ohne erst einzufahren, wohl eine Stunde noch über die breiten Granitplatten. Mit dem schaulustigen Blicke des Provinzials musterte er die Auslagen der Buch- und Kunsthändler, die funkelnden Glaswaren, die schimmernden Seidenstoffe. In wachsender Feststimmung atmete er die großstädtische Luft ein. Es war ihm zu Mut, als müsse sich heut' noch irgend etwas Besonderes ereignen, — etwas recht Liebenswürdigen, Hübsches und Angenehmes. Wer konnte denn wissen . . . ?

Kurz vor halb acht kam er zurück ins Hotel, aß eine Kleinigkeit und machte dann rasch Toilette. Punkt halb neun rollte der Taxameter vor.

Willibald Menz freute sich wie ein Kind. Mehr als acht Wochen lang hatte er jetzt auf dem einsamen Herrensitze von Oberloßberg in strengster Zurückgezogenheit ausgehalten. Eine fachwissenschaftliche Arbeit über die Zukunft der deutschen Landwirtschaft hatte diese Zurückgezogenheit nötig gemacht. Die Arbeit sollte bis Anfang März um jeden Preis fertig werden. Willibald Menz fühlte, daß er in Dresden doch zu nichts kommen würde. Kurz entschlossen, gab er den Winteraufenthalt in der Residenz auf, setzte sich mit rühmlichem Heroismus in Oberloßberg fest und schaffte energisch drauf los, ohne auch nur ein einziges Mal auf Dresden hinüberzuschielen. Ein Ritt in das Oberloßberger Tannengehölz war seine Mittagserholung; ein Skat mit dem alten Inspektor und dem Vikar seine Abendzerstreuung. So hatte sich schließlich eine Art Heißhunger nach eleganter Geselligkeit und vor allem nach Frauenschönheit bei ihm entwickelt; denn Frau Blöhm, seine dreiundvierzigjährige Wirtschaftlerin, das einzige weibliche Wesen von Distinktion auf Schloß Oberloßberg, war in dieser Beziehung schmerzlich von der Natur vernachlässigt worden, und die benachbarten Güter, mit denen im Sommer ein leidlich reger Verkehr blühte, standen um diese Jahreszeit völlig verwaist.

In solcher Gemütsverfassung betrat Willibald Menz den Ballsaal. Die Polonaise hatte jetzt eben begonnen. Der Anblick so vieler jugendlicher Mädchengestalten in duftigen, blumenfrischen Gewändern, das Schwirren der Fächer, das Blitzen der Uniformen, die brausenden Klänge des gutbesetzten Orchesters — alles das wirkte nach so monatelanger Einsamkeit doppelt verführerisch. „Reif zum Verloben!“ dachte der junge Mann im lichten Moment einer kritischen Selbstbetrachtung.

Vorläufig wollte er sich einmal recht nach Herzenslust amüsieren, sich einmal austanzen wie ein flotter, lebensfreudiger Fuchs, — trotz seiner dreißig Jahre. Das Tanzen und Blaudern im lichterglänzenden Festsaal — vorausgesetzt, daß seine Partnerin lebenswürdig und hübsch war — dünkte ihm heute noch wie am ersten Tag ein überaus reizvoller Genuß. Er war nichts weniger als blasiert.

Willibald Menz begrüßte zunächst einige ältere Damen und hielt dann von einer Saalecke aus Umschau, bis die langstielige Polonaise und der sich daran anschließende Walzer zu Ende waren. Dann stürzte er sich engagementlüstern in das Gewühl der sich lösenden Paare. Es herrschte ein wenig Mangel an Herren. Willibald Menz fand also Tänzerinnen mehr als genug. Zwei Nummern der Tanzkarte ließ er sich frei für unvorhergesehene Fälle und Extratouren.

So verstrich eine Stunde. Menz amüsierte sich königlich. Da, am Schluß der Française, machte er eine Entdeckung, die ihn bedauern ließ, daß er nicht gleich bei Eröffnung des Balles pünktlich zur Stelle gewesen. Im dritten Carree links tanzte nämlich Fräulein von Gasny, das anmutigste, lebenswürdigste Mädchen, das Menz jemals bei einer flotten Tirolienne im Arm gehalten, die Tochter des vielgenannten Leipziger Professors Benno von Gasny. Willibald kannte das reizende Püppchen vom Neustädter Kasino her, wo er im vorigen Winter mehrfach ihre unnachahmliche Grazie und die flotte Beweglichkeit ihres Geistes bewundert hatte. Sie war damals, wie vermutlich auch jetzt, bei den Verwandten ihrer Mama zu Besuch. Hätte Willibald Menz ahnen können, daß er sie hier in der Fraternität treffen würde, so hätte er nicht so lang in der Pragerstraße die kostbare Zeit vertrödeln. Er mußte ja aus früheren Erfahrungen: die Karte dieser stürmisch begehrten Tänzerin war im Augenblick überzeichnet. Man hatte Fräulein von Gasny damals sogar im voraus auf etliche Tänze für den nächsten

und selbst für den übernächsten Ball engagiert, so daß wohl schließlich ihr ganzer Vorrat bis zum Schluß der Saison vorausbestellt worden wäre, wenn sie nicht doch einen Strich gemacht und diese Zumutungen als zweckwidrig abgelehnt hätte.

Willibald Menz war bei der freudigen Aufregung, die ihm der Anblick Meta von Gasnys hervorrief, beinah erschrocken. Sollte er wirklich . . .? Bald aber ward er sich klar darüber, daß hier durchaus kein ernsthaftes Interesse des Herzens vorlag. Seine Begeisterung galt ausschließlich ihrem sprühenden Unterhaltungstalent, ihrem köstlichen Tanzgenie, ihrer leichtblütig-vornehmen Eleganz. Obgleich sie außerordentlich hübsch war, entsprach der Ausdruck ihrer unruhigen Züge doch nicht dem, was Willibald Menz von dem Angesicht seiner Zukünftigen forderte. Im Spiel ihrer Mienen leuchtete zu viel Geist, zu viel streitbare Weltflucht — aber zu wenig Seele. So wirkte sie auf Willibald Menz trotz ihres unleugbaren Reizes doch in gewisser Beziehung nur äußerlich. Nach jenen Festlichkeiten im Neustädter Kasino, wo er sich so brillant mit ihr amüsiert hatte, war ihm auch nicht das Geringste zurückgeblieben, was wie Sehnsucht oder nur wie ein bedauernder Wunsch ausgesehen hätte. Solange sie da war, übte sie kraft ihrer ungewöhnlichen Vorzüge den süß-bethörenden Zauber der Ballkönigin aus. Die Erinnerung aber hatte bei Menz kaum über den nächstfolgenden Tag hinaus vorgehalten. Die Sache war also vollständig ungefährlich. Daß er sich über die Gegenwart dieses Mädchens so unbändig freute, entsprang nur seiner feurigen Sympathie für weibliche Grazie, Gewandtheit und Lebhaftigkeit im allgemeinen. Es war ja doch etwas anders, mit einer jungen Dame beim Rauschen des Donauwalzers rhythmisch dahinzuschweben, als sie zur Freudens- und Leidensgefährtin für diese ganze Lebensreise zu wählen. Dazu gehörte, nach Willibaldis Meinung, ein wesentlich vollerer Einklang.

Die letzte Figur der Française löste sich in den bekannten planlosen Galopp auf. Willibald Menz führte seine gelangweilte und langweilige Partnerin, eine junge Bankiersgattin, rasch auf den Platz zurück, ohne dabei Fräulein von Gasny aus dem Auge zu lassen. Die Bankiersgattin merkte das und schien etwas pikiert. Menz verbeugte sich tief, murmelte etwas zwischen die Zähne und war im nächsten Moment schon drüben bei dem Gegenstand seiner ungeduldigen Aufmerksamkeit.

Meta von Gasny lächelte überaus liebenswürdig. Ihr Händedruck hatte etwas Vertrauliches, Kameradschaftliches.

„Hoherfreut, meine Gnädigste, Sie nach so langer Zeit einmal wiederzusehen! Schade, daß ich erst jetzt . . . Nach einem Tanz werd' ich wohl gar nicht mehr fragen dürfen? Alles besetzt — natürlich! Bis auf den fünfzehnten Eingeshobenen!“

Mit übermütig blitzenden Augen gab sie zur Antwort: „Leider — ja! Weshalb kommen Sie auch so spät?“

„O, ich platzte noch just in die Polonaise hinein. Merkwürdigerweise sah ich Sie erst vorhin — vor zwei Minuten vielleicht.“

„Ja, ja, die Gesellschaft ist groß. Und wenn man nicht gerade ein ganz besonderes Interesse hat . . .“

„Paßt nicht auf mich!“ versetzte Willibald Menz ritterlich. „Wenn ich geahnt hätte . . .! Aber ich wußte ja überhaupt nicht, daß Sie in Dresden sind. Ich komme direkt vom Land, und gute Genien, die mir so etwas zu raunen, habe ich nicht. Nun, vielleicht gewähren das gnädige Fräulein in Anbetracht der besonderen Umstände ausnahmsweise die Gunst einer Extratour . . .?“

Sie neigte ein wenig das griechisch frisierte Köpfcchen.

„Bedauere,“ sprach sie gedehnt. „Sie wissen ja, Extratouren tanze ich prinzipiell nicht. Durch diese Extratouren verbittert man nur seine rechtmäßigen Tänzer. Die stehen

dann immer allein und haben das Nachsehen — oder es gibt unangenehme Erörterungen und Streitigkeiten. Auch möchte ich nicht aus purer Höflichkeit mir die Zungen zu Grunde richten.“

„Freilich. Wenn man so sehr begehrt ist . . .“

„Das klingt nun wie Spott,“ sagte sie ruhig. „Aber es ist thatsächlich der Fall. Warum, weiß ich ja selbst nicht. Trotz all meiner Fehler muß ich doch wohl ein recht nettes Geschöpf sein. Oder liegt's vielleicht daran, daß ich nicht ganz so plump walze wie Fräulein Grandner und die stocksteife Wally Thronhoff? Auf dem Leipziger Subskriptionsball hab' ich mir wirklich fast einen Schaden geholt! Dies ewige Aus-der-Kolonnen-tanzen! Papa hat's mir denn schließlich auch streng untersagt. Und ich bin froh darüber. Man will doch gelegentlich mit seinem Partner auch mal ein Wort plaudern! Nicht wahr, Herr Menz?“

„Natürlich. Aber das hindert nicht, daß ich mich schwer benachteiligt fühle.“

„Sehr schmeichelhaft. Auch ich hätte fürs Leben gern gerade mit Ihnen . . . Wir haben uns damals doch so großartig unterhalten.“

In diesem Augenblick trat ein Infanterieoffizier zu den beiden heran, der schon seit einer halben Minute ein paar Schritte abseits gestanden und, wie es schien, das Gespräch mit einer nicht ganz diskreten Aufmerksamkeit verfolgt hatte. Jetzt erst erkannte ihn Menz. Es war der Premierlieutenant Granzdörfer, ein blonder, blühender junger Mann mit der stattlichen Figur eines Majors. Granzdörfer, der mit Menz nur ein paarmal flüchtig zusammengetroffen war, grüßte ihn etwas kühl und wandte sich dann verbindlich zu Fräulein von Gasny. Die Musik hatte jetzt eben eingesetzt. Die Paare ordneten sich zum Rheinländer. Und Meta von Gasny hatte den Tanz mit Granzdörfer.

Ehe sie dem Lieutenant folgte, wechselte sie noch ein

paar freundschaftliche Worte mit Willibald und drückte ihm zur Verabschiedung herzlich die Hand.

„Auf Wiedersehen!“ klang ihre frische, helltönige Stimme. Sie schaute ihm einen Augenblick nach, wie er im Saalgewühl seine Dame suchte. Dann trat sie mit Granzdörfer in die Kolonne.

Zweites Kapitel.

Der Ball nahm seinen ordnungsgemäßen Verlauf bis zum zweiten Walzer, den sich Willibald Menz absichtlich frei behalten. Er hatte bis dahin flott und mit großer Ausgiebigkeit getanzt. Nun lehnte er etwas erhitzt am Pfeiler der Haupt-Estrade und spielte den Zuschauer. Die ersten Paare wirbelten schon zu den Klängen der unvermeidlichen Gigerlkönigin lustig dahin, als Willibald zu seinem höchsten Erstaunen unweit der Eingangsthüre des Speisesaals Fräulein von Gasny wahrte, die ohne Partner dastand und etwas nervös mit dem goldblitzenden Fächer spielte. Besetzt war dieser zweite Walzer; das litt keinen Zweifel. Ihr Partner hatte sie also im Stich gelassen.

Willibald Menz ging rasch auf sie zu.

„Wer ist denn der Treulose, der sein Glück so mit Füßen tritt?“

„Der Lieutenant von Enfenberg,“ sagte sie mißmutig. „Das hat man davon, wenn man einmal von seinen Grundsätzen abgeht und sich wochenlang voraus engagieren läßt.“

Menz erbot sich, augenblicks auf die Suche zu gehen.

„Sehr liebenswürdig!“ versetzte Meta von Gasny. „Herr von Enfenberg weiß, wo Tante ihren regelmäßigen Platz hat. Aber ich fürchte, er ist überhaupt noch nicht hier.“

Vor dreiviertel auf zehn konnte er nicht, wie er mir gestern bei Ottmanns sagte . . .“

Sie hob den Blick nach der großen Wanduhr über der Orchestertribüne.

„Es ist ja freilich schon fast halb elf . . .“

Menz verbeugte sich.

„Darf ich einstweilen an seiner Statt . . .?“

Meta zögerte einen kurzen Moment. Noch einmal schweifte ihr Auge mit den langen tiefschwarzen Wimpern durch den menschengefüllten Saal. Dann sagte sie lächelnd: „Warum nicht? Ich seh' in der That nicht ein . . .“

Willibald Menz bot ihr den Arm. Gleich danach flogen die zwei über das glatte Parkett wie Schwalben über die spiegelnde Wasserfläche. Menz spürte sofort wieder die alte Begeisterung, die jedesmal in ihm aufglühte, wenn er den Arm um diese biegsame Taille schlang. Meta von Gasny war wie ein Hauch, eine Elfenkönigin von fast unwahrscheinlicher Leichtigkeit.

„Köstlich!“ raunte der junge Gutsbesitzer — und seine Tänzerin, obschon sie an Schmeicheleien jeglicher Art vollauf gewöhnt war, lächelte doch vor stiller Genugthuung. Dies „köstlich“ klang so naivelementar, so ungekünstelt und urwüchsig, daß ihr zu Mute war, als fühle sie jetzt zum erstenmal die ganze Unwiderstehlichkeit ihrer Grazie.

Raum hatten sich Menz und Fräulein von Gasny wieder in die langsam dahinpromenierende Schar der Tanzpaare eingereiht, als der Lieutenant von Enkenberg — ein auffallend hübscher, energisch dreinschauender Mann im Alter Willibalds — höflich grüßend zu den beiden herantrat.

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste,“ sprach er mit unverkennbarer Aufregung. „Ich bin untröstlich, aber ich trage nicht Schuld an dieser schandbaren Verspätung. Werde Ihnen das klar auseinandersetzen. Herr Menz, meinen verbindlichsten Dank, daß Sie mich in so liebenswürdiger

Weise vertreten haben. Wenn Sie jetzt freundlichst erlauben . . .“

Er machte nun Anstalten, von seinem halb schon verscherzten Rechte Gebrauch zu machen. Willibald Menz mit seiner zierlichen Partnerin war beim Erscheinen des Lieutenants gleich aus der Tanzreihe getreten, da er es für loyal hielt, Fräulein von Gasny ohne Widerspruch freizugeben. Sie selbst aber, die sich vielleicht geärgert hatte oder auch nur eine harmlose Neckerei plante, ließ ihre Hand nach wie vor im Arme des jungen Gutsbesizers.

„Thut mir ganz außerordentlich leid,“ sagte sie mit entzückender Schalkhaftigkeit. „Ich zweifle ja nicht, daß Sie an dieser Verspätung unschuldig sind: aber ich kann doch Herrn Menz, der mich vom Sigen gerettet hat, jetzt nicht so ohne weiteres kassieren. Nein, nein! Das wäre der schönödeste Undank.“

Herr von Enkenberg, dem eine unverkennbare leidenschaftliche Neigung für Meta von Gasny auf der Stirne geschrieben stand, erbleichte ein wenig. Dem gutherzigen Willibald that er in diesem Augenblick ordentlich leid. Aber es wäre doch seinerseits unartig gegen die junge Dame gewesen, hätte nun Menz ihrer ausgesprochenen Willensmeinung zum Troze Verzicht geleistet. Er suchte also nach einer vermittelnden Wendung und sagte mit größter Artigkeit: „Vielleicht begnügt sich Herr Lieutenant von Enkenberg mit einer Extratour?“

„Geht ja nicht!“ erwiderte Meta. „Sie wissen doch, ich fange das nicht mehr an. Sei'n Sie nicht böse, Herr Lieutenant! Ein andermal!“

Richard von Enkenberg sah den arglosen Menz etwas verstimmt an, verbeugte sich tief und machte dann rasch kehrt. Fräulein von Gasny warf ihrem Partner einen fragenden Blick zu, der so viel hieß wie: Haben Sie Lust? Und Willibald Menz hatte, ungeachtet seines leb-

haften Mitgeföhls mit dem verschmähten Lieutenant, im höchsten Grad Lust. Sie tanzten noch fünf bis sechs Runden. Meta von Gasny hatte noch nie so hingebungsvoll und feurig gewalzt. Dann plötzlich brach die Musik mitten im Takte ab. Ein prasselnder, langgezogener Tusch verkündigte die Souperpause.

Drittes Kapitel.

Bei Tisch hatte Willibald zwei recht uninteressante Nachbarinnen, dafür aber ein desto erwünschteres Gegenüber. Da saß nämlich zwischen den hübschen Töchtern des Ministerialrats Feldhaus ein lieber Schulkamerad von ihm, der frische, fröhliche Doktor Adolf Gesenius, ehemals Assistent des Hofrats von Ledebur, seit kurzem selbständig und auf dem besten Wege, der künftige Modearzt der Dresdener Damen zu werden. Menz und Gesenius hatten sich schon kurz nach der Polonaise flüchtig begrüßt. Jetzt verstand es Gesenius meisterhaft, den alten Freund ins Gespräch zu ziehen und gelegentlich ein paar akademische Reminiscenzen zu feiern, ohne doch die sehr niedlichen Ministerialratstöchter dabei zu vernachlässigen. Nach und nach entwickelte sich zwischen den vier eine zwanglose, überaus wohlthuende Heiterkeit, von der sich sogar Willibalds Nachbarinnen, eine stark verblühte Engländerin und ein gar unbedeutendes Mädchen aus Großenhain oder Ripsdorf, gegen Ende der Tafel anstecken ließen.

Ehe der Tanz wieder anhub, zogen sich Menz und Doktor Gesenius für ein paar Augenblicke ins Rauchzimmer zurück.

Das Gespräch fiel auf Meta von Gasny.

„Du,“ sagte der junge Arzt, „ich hab' dich beobachtet. Du scheinst hochgradig enthusiasmiert. Verbrenn' dir die Flügel nicht!“

„Wieso . . .?“

„Nun, Fräulein von Gasny hat eine etwas kokette Art. Ein harmloser Jüngling wie du könnte sie mißverstehen.“

„Meinst du? Aber ich darf dich versichern . . .“

„Offen gestanden, war mir die reizende Meta heute ein Rätsel. So vor der ganzen corona civium . . .! Ich habe nämlich die Sache mit angehört. Ich stand unmittelbar hinter euch. Fräulein von Gasny hätte das ihrem treuesten Verehrer nicht anthun sollen. Um so weniger, als ihre Neigung zu ihm fast publik ist. Gestern bei Ottmanns hieß es sogar mit aller Bestimmtheit, Enkenberg sei mit ihr einig . . .“

„Nun dann mag er sich Glück wünschen. Die Gasny ist wirklich ein Ausbund von Hübschheit und Grazie. Das bißchen Koketterie, oder was du meinst, wiegt wohl nicht allzu schwer.“

„Der Ton, in dem du das sagst, beruhigt mich. Es wäre doch schade um dich . . .“

„Keine Sorge, Gesenius! Zum Werther hab' ich durchaus keine Anlage. Besonders hier nicht. Obwohl ja Enkenberg in gewisser Beziehung stark zu beneiden ist.“

„Da steht sein Intimus Granzdörfer. Was der Kerl wieder für eine tolle Figur hat! Noch in den Zwanzigen — und eine solche Trommel. Und er pafft wie ein Schlot. Das ist bei Granzdörfer immer ein Zeichen von Aufregung. Was mag ihm passiert sein?“

Gesenius ging auf ihn zu.

„Nun, Herr Lieutenant? So in Gedanken versunken?“

Das gutmütig-breite Gesicht des Hünen verzog sich zu einem krampfhaften Lächeln.

„Bin heute nicht recht im Schuß, Herr Doktor. Noch

etwas Kater von gestern. Vermünscht viel Bowle getrunken — und schon um sechs wieder auf . . .“

„Seh'n Sie, die Bowlen! Ich hab's immer gesagt. Nichts geht über den unverkünstelten Rheinwein. Das Panschen mit Zucker und Ananas taugt nichts. Aber Ihr Freund Enfenberg will ja nicht hören. Er hat den armen Kommerzienrat wieder verführt. Uebrigens — wo treibt er sich denn herum, Ihr Jonathan? Sonst fehlt er doch nie beim Rauchopfer?“

Granzdörfer ward rot wie ein Backfisch.

„Er hat . . . er ist heimgefahren.“

„Wohl auch die Folge der gestrigen Ananasbowle?“

„Schon möglich. Aber verzeih'n Sie, Herr Doktor. Es geht wieder los — und ich habe Verpflichtungen.“

Er neigte ein wenig den Kopf und schritt nach dem Saal zurück.

„Siehst du?“ wandte sich Adolf Gesenius an Willibald Menz. „Das hat sie davon, die Schalksnärrin! Enfenberg hat sich über ihr dummes Gebaren augenscheinlich gefuchst.“

„Hm! Das thut mir ja außerordentlich leid! Noch dazu, wenn die beiden sich lieb haben! Hätt' ich das ahnen können . . .“

„Schwarz' keinen Unsinn! Du hast völlig korrekt gehandelt. Wenn's den Mädeln zu gut geht, werden sie übermütig. Die kleine Lektion ist der verwöhnten Gasny zu gönnen. Komm jetzt!“

Viertes Kapitel.

Am Schluß des Balles fand nochmals eine kurze Begegnung zwischen Willibald Menz und Fräulein von Gasny statt, wobei des Lieutenants von Enfenberg keine Er-

wähnung geschah, obwohl Fräulein von Gasny gleichfalls um das frühe Verschwinden ihres gekränkten Anbeters wußte. Sie betonte sogar mit großer Lebhaftigkeit, daß sie sich heute ganz besonders gut amüsiert habe, — und wiederum hörte der allgegenwärtige Granzdörfer diese vielleicht gerade mit Rücksicht auf ihn so nachdrücklich formulierte Bemerkung. Dabei schaute sie in ihrem weißen Alpakagewand mit dem hellgrünen Aufpuß wirklich so außerordentlich frisch und vergnügt aus, daß niemand ihr den geheimen Verdruß über den Weggang des Lieutenants von der strahlenden Stirne las. Sie war eben Meisterin weltfluger Selbstbeherrschung, routinierte Salondame vom Wirbel zur Sohle, trotz kleiner akademischer Extravaganzen, die ihrer Bornehmheit keinen Abbruch thaten.

Um drei, halb vier kam Willibald Menz in sein Hotel. Auch er hatte sich gut amüsiert. Doch lag ihm jetzt die Verstimmung des Lieutenants von Enkenberg, der ihm von jeher stark sympathisch gewesen war, wie ein leichtschattendes Wölkchen auf dem Gewissen. Willibald Menz besaß ein durchaus gutartiges, wohlwollendes Herz, dem nichts ferner lag, als einem Mitmenschen Uebles zu thun oder sich an dem Verdruß anderer zu weiden. Dabei fühlte er eine Art heiliger Scheu vor jeder wirklichen Neigung.

Unter dem Auskleiden hielt sich Willibald Menz eine Strafpredigt. Es war unrecht von ihm, daß er der neckischen Laune des jungen Mädchens so bereitwillig nachgegeben, daß er nicht seinem Instinkt gefolgt war, der ihn sofort den Platz räumen hieß. Die Eitelkeit, die unbewußte, ver wünschte Eitelkeit! Er nahm sich vor, wenn er dem Lieutenant von Enkenberg im Lauf seines drei- oder viertägigen Dresdener Aufenthalts nochmals begegnen sollte, den albernen Mißgriff durch eine ganz besonders liebenswürdige Art der Behandlung wettzumachen. Es ging wohl nicht an, geradezu auf die dumme Geschichte zurückzukommen. Das

hätte so ausgesehen, als ob Willibald Menz die scherzhafte Bevorzugung, die ihm zu teil geworden, unverhältnismäßig hoch anschlüge. Aber im ganzen Ton, in der Art, wie man ihn grüßte und mit ihm sprach, konnte man etwas Herzliches und Freundschaftliches zum Ausdruck bringen, was ihn über die gute Gesinnung des scheinbaren Rivalen aufklärte.

Für den nächstfolgenden Abend hatte sich Willibald mit seinem Schulkameraden Gesenius auf ein Glas Wein verabredet. Er holte den jungen Arzt ab. Nach einer kurzen Wanderung über den Altmarkt und die König-Johann-Straße betraten die zwei ein viel besuchtes Lokal der Seestraße.

Die Stuben im Erdgeschoß waren sämtlich schon überfüllt. Im ersten Stock aber befand sich ein Extrazimmer, wo sich soeben drei Bekannte von Doktor Gesenius niedergelassen: der Lieutenant Golz, der Amtsrichter Udo von Redwitz und der Assessor Hugo von Steub. So vermeldete mit dienstfertiger Aufmerksamkeit der Wirt. Da Willibald Menz und Doktor Gesenius keine Geheimnisse zu verhandeln hatten und das Gleiche von den drei Herren im Extrazimmer voraussetzten, schickten sie den Kellner hinauf, um anzufragen, ob man gütigst gestatte. Es kam der Bescheid, man werde sich selbstverständlich außerordentlich freuen.

„Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,“ citierte der Amtsrichter Udo von Redwitz mit seiner breit schnarrenden Stimme, als Menz und Doktor Gesenius Platz genommen. „Der Mann wird nächstens seine ganze Privatwohnung mit ins Geschäft schlachten.“

Der hochblonde Assessor von Steub, ein blasser, abgepannter Aristokrat, mit einem Stich ins Frivole, sah sich pikant-lächelnd in dem kleinen Gemach um, musterte ein paar Photographieen, die sich kleinbürgerlich und geschmacklos um den eirunden Spiegel gruppierten, und sagte bedeutungsvoll: „Ich glaube, das ist hier das Wohnstübchen der beiden Töchter, — etwas ad hoc hergerichtet.“

„Mag wohl sein!“ versetzte der Amtsrichter. „Ja, ja, dort hängt ja was wie ein goldumrahmter Konfirmationschein. Wirkt wohl irritierend auf Ihre Nerven, liebster Assessor? Hier brütetest, Natur, in stillen Träumen — die eingebornen Engel aus . . . Oder wie heißt's im Faust?“

„So ungefähr!“ lachte Gesenius. „Aber ich glaube, Herr Amrichter, Sie taxieren unsern verehrten Steub doch um etliches zu romantisch.“

„Allerdings!“ näselte Steub mit unvergleichlicher Ueberlegenheit.

„Was trinken wir?“ wandte sich Menz an Gesenius.

„Mir ganz gleich. Etwas Ruhiges, Gediegenes . . .“

Willibald Menz überflog die Weinkarte. Nach flüchtigem Suchen bestellte er ein Flasche Montrachet.

Eben war diese Flasche entforfft, als sich die Thür nach dem Korridor weit öffnete. Auf der Schwelle erschien säbelklingend der Lieutenant Granzdörfer und hinter ihm, wie man das anders ja kaum gewohnt war, sein Busenfreund, der Lieutenant von Enkenberg. Augenscheinlich kamen die zwei Offiziere nicht unerwartet.

Willibald Menz nahm wahr, daß beide, besonders Enkenberg, bei seinem Anblick ein wenig stutzten. Doch stand er — eingedenk dessen, was er sich vorgenommen — sofort auf, um die Herren mit großer Artigkeit zu begrüßen. Die Herzlichkeit, deren er sich befließ, erstreckte sich auch auf Granzdörfer, dessen Persönlichkeit ihn sonst wenig begeisterte.

Granzdörfer sowohl wie Enkenberg erwiderten seinen Gruß mit auffallender Kälte. Menz fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Doch beherrschte er sich. Sein scharf ausgeprägter Gerechtigkeitsinn, die Milde und Nachsichtigkeit seines Temperaments ließ ihn verschmerzen, was ihn eigentlich schwer hätte kränken sollen. Er führte instinktiv alle Entschuldigungsgründe ins Feld, die er für Enkenbergs unverbindliche Art auftreiben konnte. Immer ja noch kam er

sich vor wie Enfenbergs Schuldner. Und zudem hatten die übrigen Herren ja nicht bemerkt, wie schlaff dieser Händedruck war und wie abweisend. Man konnte die Sache also getrost ignorieren. Enfenberg würde im Laufe der Unterhaltung schon merken, wie wenig der vermeintliche Nebenbuhler gewillt war, ihm ins Gehege zu kommen. Und dann mußte der Mann ja Vernunft annehmen und einsehen, wie völlig sinnlos jede Regung von eifersüchtigem Groll war.

Menz hatte die ehrlichste Absicht. Enfenberg aber lohnte ihm diese Gutherzigkeit schlecht. Niemand wußte nachher sich genau zu erinnern, wie sich der Zwist angesponnen: mit einemmal war er da, — unerquicklich, peinlich, jede Verständigung ausschließend. Doktor Gesenius hatte den Eindruck, als habe Granzdörfer seinen Freund durch eine sehr unwirsche Glossierung des gestrigen Vorfalls aufgestachelt. Auch meinte er, Enfenberg sei just durch die Ruhe und formvolle Höflichkeit Willibaldis, die er für Hohn gehalten, so maßlos gereizt worden. Kurz, nach einigem Hin und Her, das sich noch in den Grenzen eines etwas gespreizten Salontons hielt, war man glücklich so weit, daß Richard von Enfenberg rundweg den Krieg erklärte.

„Es scheint, Herr Menz, daß Sie geflissentlich darauf ausgehen, sich mir unangenehm zu machen.“

Ein vielsagendes Murren ging durch die kleine Gesellschaft. Der Lieutenant Golz wandte sich freundschaftlich zu dem Aufgeregten und klopfte ihm auf die Schulter.

„Junge, was fällt dir bei? Du ruinierst uns ja die ganze Gemütlichkeit! Nimm das augenblicklich zurück und poniere dann eine Versöhnungsbowl!“

„Ja, das denke ich auch!“ schnarrte der Amtsrichter. „Himmel, Herrgott, wir wollen doch hier keine Ehrenhändel. Nicht wahr, Steub?“

Hugo von Steub zuckte die Achseln und zwirbelte mit unnachahmlicher Bornehmheit seinen rötlichen Schnurrbart.

„Wenn sich die Sache beilegen läßt, gewiß nicht . . .“

Willibald Menz hatte inzwischen wortlos dageessen. Die rechte Erwiderung auf die empörende Unart Enkenbergs war ihm nicht eingefallen. Er wollte den Gegner um keinen Preis überbieten, da er noch immer etwas wie Mitleid fühlte. Andererseits durfte er doch die dreiste Bemerkung nicht ungerügt lassen. Nun sprach der Assessor von Steub etwas vom Beilegen. Das griff Willibald auf.

„Ich bin bereit, Herr von Enkenberg, Ihre nicht sehr höfliche Äußerung friedlich ad acta zu legen, wenn Sie versichern, daß Ihnen jede Absicht einer Beleidigung fern lag.“

„Bravo!“ brüllte der Amtsrichter und leerte sein Glas bis auf die Reige.

Richard von Enkenberg nagte die Unterlippe.

„Ich weiß nicht,“ sagte er mürrisch, „ob in der Wendung: ‚friedlich ad acta zu legen‘ nicht eine Provokation liegt, die uns vollständig quitt macht.“

„Gewiß nicht,“ meinte Doktor Geseuius.

„Das finde ich auch nicht,“ näselte Steub. „Dies ‚friedlich‘ konstatiert nur eine selbstverständliche Thatsache. Herr Menz ist Reservelieutenant und wird sich darüber klar sein, daß ein friedlicher Ausgleich nur möglich ist, wenn Herr Lieutenant von Enkenberg sein Bedauern ausspricht.“

„Also doch eine Drohung!“ rief Enkenberg. „Unter diesen Verhältnissen . . .“

Lieutenant Golz raunte ihm etwas ins Ohr. Enkenberg sträubte sich.

„Aber zum Henker, ich lasse mich nicht wie ein Schuljunge behandeln. Und nun gerade von dem da . . .“

Er machte mit dem halbgefüllten Glas eine rasche Bewegung, wie jemand, der deuten will. Der Wein schwappte heraus. Vielleicht war es Absicht; vielleicht nur ein unglücklicher Zufall: Enkenberg selbst hat sich niemals darüber geäußert . . . Thatsache ist, daß etliche Tropfen bis zu

Willibald Menz hinüberspritzten und ihm die rechte Hand näßten.

Menz erbleichte. Im ersten Moment war ihm zu Mute, als solle er auf den Lieutenant zustürzen und ihn zu Boden schlagen. Zur rechten Zeit noch besann er sich. Würdevoll stand er auf, gab seinem Freunde Gesenius ein Zeichen, grüßte mit einer stummen Verbeugung und schritt hinaus. Doktor Gesenius folgte. Man hörte noch auf der Treppe, wie Lieutenant Golz dem Lieutenant von Enkenberg Vorwürfe machte, während Hugo von Steub geistreich bemerkte: „Kinder, wozu dies furchtbare Schauffement? Ein Kavaliere kann sehr wohl Veranlassung haben, derartige Zwischenfälle auf allerlei Umwegen heraufzubeschwören. Muß man denn seine Beweggründe immer gleich an die große Glocke hängen?“

„Eine verdammte Geschichte!“ murmelte Doktor Gesenius, als er mit Willibald Menz auf die Straße trat. „Dieser Krakeeler! So etwas lebt nicht! Und ich sehe nicht ab, wie sich die Sache ausgleichen soll. Wär's eine bloße Verbalinjurie! So aber . . . Jede Berührung, auch die leiseste, kommt einem Schlage gleich. Und ich gesteh' dir auch offen: gerade dies Ansfudeln mit einem Weinrest . . .“

„Lieber Junge, das weiß ich so gut wie du! Im Grunde ist ja der ganze Duellkram nur ein veraltetes Vorurteil: aber man steckt nun einmal drin — und als Reserve-lieutenant hab' ich kein Recht, über die Schnur zu hauen. Willst du also die Güte haben, meinen Kartellträger zu machen?“

„Mit dem größten Vergnügen. Das heißt, lieber wär's mir schon, ich könnte dir mit was anderm gefällig sein. Aber das ist nun leider ja nicht zu ändern. Morgen in aller Frühe such' ich den Herrn auf. Inzwischen laß uns den Abend nicht ganz vertrauern. Vor übermorgen geht's ja nicht los. Du kannst also heut' getrost noch ein paar

Stunden drangeben, ohne die Situation zu gefährden. Geh'n wir ins Löwenbräu!"

„Gut!“ sagte Willibald Menz. „Aber nun auch kein Wort mehr über den Kram! Reden wir lieber Landwirtschaft oder ärztliche Praxis!“

„Wie du befehlst. Vorwärts! Rechts ab in die König-Johann-Straße!“

Fünftes Kapitel.

Gleich am nächstfolgenden Nachmittag zwischen vier und fünf trat der Ehrenrat zusammen, der einstimmig der Ansicht war, das Duell sei in dem vorliegenden Fall nicht zu umgehen. Und für den Tag darauf ward die Begegnung festgesetzt.

Willibald Menz verbrachte die Zeit bis zur Entscheidungstunde in größter Erregung. Je klarer sich Menz bewußt war, daß er nichts, auch nicht das Geringste, zu diesem frivol vom Zaun gebrochenen Konflikt beigetragen, um so mehr fühlte er seine ursprünglichen Sympathieen für Enkenberg sich in Erbitterung und Haß verwandeln. Wie konnte sich dieser Thor erdreisten, ihn so ohne jede Veranlassung vor seine Kugel zu nötigen? Und was würde der Ausgang sein? Bei dem rabiaten Verhalten des Lieutenants war es nicht ausgeschlossen, daß ihm der Mann ernstlich zu Leibe ging, ihn schlankweg zum Krüppel schoß oder ihm gar das Lebenslicht ausblies. Willibald Menz aber spürte durchaus keine Lust, schon jetzt in die Grube zu fahren. Frisch, jung, reich und unabhängig, glaubte er noch etliches auf dieser Erde genießen und schaffen zu sollen . . .

Und umgekehrt: wenn er den Lieutenant hinwegfegte?

Abgesehen von allen sonstigen Mißlichkeiten: welch eine schauerhafte Erinnerung! Du sollst nicht töten! Dies erste Gebot aller Kulturentwicklung klang ihm jetzt in die Seele wie dumpfdröhnendes Glockengeläute. Und immer von neuem regte sich ihm die Wut über den leichtsinnigen Fant, der ihn so freventlich in dies Abenteuer verwickelt hatte.

Zu Anfang war Willibald Menz fest entschlossen gewesen, den Lieutenant zu schonen. Die Bedingungen, unter denen der Zweikampf stattfinden sollte, waren nicht sonderlich scharf. Es war nur einmaliger Kugelwechsel verabredet; und zwar sollte gleichzeitig auf das Kommando „Eins, zwei, drei!“ gefeuert werden. Die Tötung des Gegners konnte also den Töter nicht retten. Willibald sagte sich das, und so fehlte ihm jedes Motiv, da ja der Trieb der Selbsterhaltung nicht in Betracht kam . . . Bald aber bäumte sich sein Gerechtigkeitsfönn auf, und der wachsende Zorn über den Urheber dieser Gemütsbewegungen. Ganz leer durfte der schnöde Angreifer nicht ausgehen. Menz war ein Pistolenschütze von hervorragender Treffsicherheit. Als er am Abend vor dem Duell ganz erschöpft vom Sturm seiner Aufregungen zu Bette ging, war es beschlossen: er wollte den übermütigen Lieutenant wenigstens zeichnen. Der Mann sollte praktisch darüber belehrt werden, daß es unflug ist, friedliche, aber wehrhafte Leute mutwillig zu reizen und mit ihrer Gesundheit — wenn nicht mit ihrem Leben — ein leichtfertiges Spiel zu treiben.

Die halbe Nacht hindurch beschäftigte ihn dieser Gedanke im Traum. Ein Schuß in den Oberschenkel — das war vielleicht das Entsprechende. Oder eine nicht gar zu oberflächliche Streifung der Hüfte. Seiner Kugel war er ja sicher, — selbst da, wo er nur eine Viertelsekunde lang zielte . . .

Um sieben hatte sich Menz wecken lassen. Auf punkt

neun war das Rencontre festgesetzt. Er hatte erbärmlich geschlafen. Rasch zog er sich an und bestellte sein Frühstück. Er trank eine Tasse Thee mit viel Arrak, würgte zwei Bissen Rauchfleisch hinunter und schob dann schwer atmend den Teller zurück. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Gleich danach kam Doktor Gesenius.

„Guten Morgen, mein alter Junge!“ sagte er volltönig. „Recht so, daß du dich ordentlich stärkst! Man kriegt sonst leicht ein nervöses Frösteln. Bist du so weit?“

„Im Augenblick. Wo hast du den Herrn Assessor?“

„Herr von Steub wartet unten im Wagen.“

„Schön.“

Menz warf sich in seinen Pelzrock und setzte den Hut auf, während Gesenius sich in das unberührte Löfferglas einen Schluck Arrak goß.

„Ausgezeichnet!“ sprach er mit Kennermiene. „Jammer schade, daß wir den nicht in voller Gemütsruhe als steifen Grog konsumieren können. Heute ist ganz das Wetter danach. Nun, ich hoffe, das läßt sich nachholen, wenn ihr euch wieder versöhnt habt.“

„Vielleicht . . .“

„Lieutenant von Enkenberg wird dir bestimmt die Hand bieten . . . Ich weiß das von Granzdörfer . . . Er sieht ja vollkommen ein, daß er im Unrecht ist . . .“

„Gehen wir!“

Sechstes Kapitel.

Der Wagen, mit zwei tüchtigen Grauschimmeln bespannt, durchrollte im schärffsten Trabe die Altstadt, erreichte das Elbufer und schlug dann die Richtung nach der Ost-

hälfte der Dresdener Heide ein. Hier — zwischen der Heidemühle und Ullersdorf — lag die kleine versteckte Lichtung, wo das Duell stattfinden sollte.

Beide Parteien betraten den Schauplatz fast gleichzeitig. Richard von Enkenberg hatte — außer seinen zwei Zeugen, dem Lieutenant Granzdörfer und einem älteren Regimentskameraden, Göldner mit Namen — einen befreundeten Oberstabsarzt mitgebracht. Der Lieutenant Golz übernahm die Rolle des Unparteiischen.

Nachdem die üblichen Formalitäten erfüllt, das vorschriftsmäßige Protokoll aufgenommen, die Waffen geprüft und verteilt waren, stellten sich beide Gegner in Positur.

Willibald Menz bemerkte, daß Richard von Enkenberg eine fast herausfordernde Kaltblütigkeit zur Schau trug. Das Antlitz des stattlichen Offiziers blühte ordentlich unter dem Einfluß der Winterluft. So auffallend hübsch und sympathisch waren ihm die regelmäßigen Züge des jungen Mannes noch nie vorgekommen. Dabei hatte er das Gefühl, als spiele er diesem nervenstarken Apoll gegenüber eine recht klägliche Rolle. Es fehlte ihm ja gewiß nicht an Mut: aber die herzbeklemmende Aufregung, die ihn jetzt heimsuchte, ließ sich durch rein theoretische Selbstgespräche nicht wegschaffen. Hätte es eine Sache gegolten, die wirklich ein Opfer lohnte: Willibald Menz wäre trotz seiner Ueberarbeitung vielleicht Herr dieser Empfindung geworden. Wie er damals mit höchster Lebensgefahr die alte Bürdnerin aus den Flammen rettete, war ihm der Puls nicht schneller gegangen als bei jeder normalen leiblichen Kräfteanstrengung. Das Bewußtsein aber, daß er hier vollständig zwecklos in eine Situation versetzt war, die sehr wohl mit einem schauerhaften Ergebnis abschließen konnte, trieb ihm das Blut stürmisch durch alle Adern. Und mit heiß aufquellender Bitternis entsann er sich seines Vorsatzes: dem mutwilligen Anstifter,

dem das alles so gleichgültig schien, einen gründlichen Denkartettel mit auf den Weg zu geben.

„Eins —!“ erscholl das Kommando des Unparteiischen. Langsam hoben sich die Pistolen.

Jetzt ward Willibald Menz mit einem Mal ruhig. Das Herannahen der Entscheidung gab ihm die Herrschaft über sich selbst zurück. Blitzschnell überflog er die Lage. Enkenberg hatte die linke Schulter, die eigentlich ganz zurückgedreht werden muß, etwas nach vorn gedreht. Eine gut sitzende Kugel konnte ihm da eine tüchtige Fleischwunde beibringen, die ihm wenigstens drei oder vier Wochen zu schaffen machte. Und Willibald Menz fehlte ja nie.

„Zwei — drei!“

Die Schüsse krachten. Die Kugel des Lieutenants schlug rechts von Willibald Menz in den glattschimmernden Stamm einer Buche ein. Granzdörfer behauptete später, sein Freund Enkenberg habe absichtlich fehl geschossen. Göldner bestritt das — aber vielleicht nur aus Gutmütigkeit, um den verzweifelten Willibald Menz zu trösten. Der Lieutenant von Enkenberg stürzte nämlich beim Knall der Pistolen mit einem dumpfen Klageruf rücklings zu Boden, zuckte ein paarmal wie ein verendendes Wild und lag dann starr und lautlos auf der schneeüberkleideten Moosfläche. Die Kugel war ihm ins rechte Auge gedrungen.

Willibald Menz sah alles, was nun geschah, wie im schwer lastenden Traum. Er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Die Worte des Oberstabsarztes, der das Furchtbare konstatierte, klangen ihm wie Geräusche ohne Sinn und Bedeutung. Er suchte zu zweifeln; er begriff nicht: und doch — die Thatsache war nicht aus der Welt zu schaffen. Er, Willibald Menz, der von Wohlwollen überfloß, der ohne Bedenken sein jungfrisches Leben in die Schanze geschlagen, um eine alte, humpelnde Bäuerin aus ihrer brennenden Hütte zu holen, er hatte jetzt einen Men-

schen getötet, einen blühenden Mann in der Fülle der Jugendkraft! Richard von Enfenberg war einer der hoffnungsvollsten Offiziere gewesen, dazu noch der einzige Sohn einer sechzigjährigen Mutter, die ihn abgöttisch liebte. Und Meta von Gasny . . .!

Willibald Menz schauderte. Daß er ja diesen gräßlichen Ausgang weder gewollt noch vorausgesehen hatte, daß es ein völlig unfaßbares Unglück war, für den meisterhaften Pistolenschützen geradezu rätselhaft: das milderte seine Trostlosigkeit nicht im geringsten. Alles, was er gegen den Toten auf dem Herzen gehabt, die unleugbare Schuld Enfenbergs, der ihn doch über Gebühr provoziert hatte, — wie klein und hinfällig erschien ihm das jetzt angesichts dieses blutüberströmten Körpers da vor dem beschneiten Tannicht! Und herzerreißend klang durch das ratlose Gemurmel der übrigen das dumpfe, elementare Aufschluchzen Granzdörfers, der sich trotz aller Anstrengung nicht mehr beherrschen konnte.

Was nun weiter geschah, insbesondere wie Menz an diesem unglückseligen Tag heim ins Hotel kam, davon wußte er sich später kaum Rechenschaft abzulegen. Er sah nur immer das bleiche, entstellte Antlitz Enfenbergs mit der entsetzlichen Schußwunde. Alles übrige floß ihm in grauer, lichtloser Unwirklichkeit zusammen. Als er dann wieder fähig war, Eindrücke aufzunehmen und sich in diese greifbare Welt zurückzufinden, sah er sich mit Doktor Gesenius in dem Zimmer des „Europäischen Hofes“ und fast in der nämlichen Situation wie heute früh. Thee, Arrak, Rotwein standen auf dem gedeckten Tisch; dazu etwas kalte Küche. Doktor Gesenius hatte den Wirt gemacht und dem Freund Speise und Trank vorgelegt.

„Komm jetzt einmal zur Vernunft!“ sagte der junge Arzt eindringlich. „Was nützt es, über geschene Dinge den Kopf zu hängen? Du hast diesen Unglücksfall nicht ge-

wollt — das muß dir genügen. Und nun laß uns erwägen . . .“

„Was?“ stammelte Menz. „Gibt es noch was zu erwägen, nachdem — —? Allmächtiger Gott, es ist grausenhaft!“

„Schrecklich! Das räum' ich dir ein. Aber das Schreckliche wird nicht besser durch dein Lamento. Im Gegenteil. Diese traurige Selbstanklage lähmt deine Willenskraft. Du versäumst so vielleicht eine kostbare Zeit. Raffe dich auf, Willibald! Also zunächst: bist du dir klar darüber, was du zu thun hast?“

„Wieso?“

„Nun, ich meine: willst du die Folgen dieses Duells auf dich nehmen? Oder hältst du es für geratener, über die Grenze zu gehen? In deiner vollständig unabhängigen Situation zög' ich die Flucht vor. Oberloßberg wird ja nicht gleich verwahrlosen, wenn du dich ein paar Jahre lang in Frankreich oder Italien aufhältst. Mit der Zeit kommt doch sicher einmal eine umfassende Amnestie, — etwa beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Königs — und ein freiwilliges Exil ist immer noch angenehmer als die langweilige Sitzerei auf der Festung.“

Willibald Menz gab keine Antwort. Doktor Gesenius zog seine Uhr.

„Ich muß fort. Die Praxis ruft mich nach dieser Versäumnis doppelstürmisch. Also entschließe dich! Gerne bring' ich dich noch zur Bahn. Um halb zwölf geht der Expresszug nach Prag. Wenn du dich eilst, kömmt du noch gerade recht. Du brauchst ja nur das Notwendigste mitzunehmen. Alles übrige schick' ich dir nach . . .“

„Unmöglich!“ versetzte Menz.

„Wieso unmöglich?“

„Nun, ich bin nicht gewillt, mich dem gerichtlichen Urteilspruch zu entziehen. Dann hätt' ich erst recht keine Ruhe mehr. Ein derartiger Fall muß gesühnt werden.“

Doktor Gesenius zuckte die Achseln.

„Wie du meinst. Jeder nach seiner Auffassung. Ich meinsteils sehe nicht ein . . . zumal du doch selbst erklärst, daß dir nichts ferner lag . . .“

„Einerlei. Der Mensch büßt auch für Nichtgewolltes. Und ich hatte ja doch in der That eine strafbare Absicht. Ich wollte ihn zeichnen. Und das furchtbare Unheil war nur die Folge hiervon . . .“

„Aber ich bitte dich! Das Duell als gesellschaftliche Institution einmal zugegeben, hattest du doch das Recht . . .“

„Vor der Gesellschaft, ja. Aber nicht vor mir selbst. Ich fühle mich schuldig. Und deshalb will ich verurteilt werden. Nur so kann ich noch hoffen, nach und nach wieder mein seelisches Gleichgewicht zu erlangen.“

„Dagegen läßt sich nichts einwenden. Also gehab' dich wohl!“

Menz drückte dem alten Schulfreund seufzend die Hand.

„Verzeih' mir nur, daß ich auch dich als Zeugen mit in die Sache verwickelt habe . . .!“

„Bah, das hilft nun nichts. Schlimmstenfalls nehm' ich die paar Wochen Freiquartier auf dem Königstein dankbar hin im Interesse meiner litterarischen Ausbildung. Daheim kömmt man ja so nicht zum Lesen. Uebrigens haben wir uns pro forma ja doch ernstlich bemüht, die Angelegenheit zum friedlichen Ausgleich zu bringen. Das rechnet man uns vielleicht an.“

Siebentes Kapitel.

Noch an dem nämlichen Tage stellte sich Willibald Menz der Behörde. Von seiner Festnahme, die er voraus-

gesetzt, ward mit Rücksicht auf diese freiwillige Meldung abgesehen. Auch verlangte man keine Kaution.

Zu Anfang April fand die öffentliche Gerichtsverhandlung statt. Willibald Menz wurde wegen Herausforderung zum Zweikampf mit tödlichen Waffen unter Berücksichtigung des erschwerenden Umstandes, daß sein Gegner gefallen war, zu zwei Jahren Festung verurteilt. Die Kartellträger Adolf Gesenius und Hugo von Steub wurden im Hinblick auf ihre angeblichen Vermittelungsbestrebungen freigesprochen.

Vielleicht noch niemals hatte der Dresdener Gerichtssaal einen Verurteilten gesehen, der sein Schicksal mit so augenscheinlicher innerer Befriedigung aufnahm.

Während der ganzen Zwischenzeit war der Gemütszustand Willibaldis trübselig und elend gewesen. Halbe Nächte hindurch hatte er schlaflos mit dem Bewußtsein gerungen: du hast einer zärtlichen Mutter den einzigen Sohn, du hast einem liebenden Mädchen das Glück seines Lebens geraubt. Dieser Gedanke ließ ihn nicht los — und tiefer und tiefer wühlte sich sein erregtes Gemüt in die Vorstellung einer gräßlichen Missethat ein, die ihn verfolgen würde bis an das Ende der Dinge. Fand er dann wirklich für ein paar Stunden Schlaf, so ängstigten ihn die furchtbarsten Träume.

Ein Traum, der beinah' in jeder zweiten Nacht wiederkehrte, war ihm besonders qualvoll. Er sah sich am Rand eines breitgähnenden Abgrunds. Der Lieutenant von Enkenberg stand ihm tieftraurig zur Seite und sprach mit fremdartig klingender Stimme: „Es hilft nichts: wir müssen da beide hinabklettern!“ — Und dann bot er dem herzklopfenden Menz einen mächtigen Strick zum Anseilen. Menz schlang sich das eine Ende des Stricks um die Hüften und er das andre. Und so begann der gemeinsame schwindelerregende Abstieg. Die Wand war senkrecht. Mit unsäglichlicher Anstrengung klammerte sich Willibald an die spär-

lichen Felsvorsprünge, tastete mit den Füßen abwärts nach einem Halt, klemmte die blutig zerschundenen Kniee krampfhaft in jeden Spalt, der sich ihm darbot, — immer von der entsetzlichen Angst gepeinigt: im nächsten Moment hören die Spalten und Vorsprünge auf, und das Gestein wird so glatt wie ein Spiegel. Dann plötzlich erscholl ein mark- und beinerschütternder Aufschrei. Der Lieutenant war ausgeglitten und hing nun an dem straffschnürenden Seil zwischen Himmel und Erde. Schauernd krallte sich Willibald fest, unfähig weiterzuklettern, von der Erkenntnis gefoltert, daß er nur für Augenblicke im Stande sein würde, der zuckenden Last, die ihn so wuchtig hinabzerrte, zu widerstreben. Endlich trat der mit Grausen erwartete letzte Moment ein. Die krampfenden Finger lösten sich, — und beide Gefährten sausten pfeilschnell ins Bodenlose. — Das Herz zuckend vor Todesangst, wachte dann Willibald auf, noch halb zweifelnd, ob das Erlebte Täuschung war oder Wirklichkeit.

Dieser Traum — das fühlte Menz bei Verkündung des Urteilspruches mit unmittelbarer Gewißheit — war nun ein für allemal weggetilgt. Und auch der ruhige, gesunde Schlaf, der die ganze Nacht währte, und die Fähigkeit zu gedeihlicher Arbeit würde nun wiederkehren, — und das alte, glückliche Ebenmaß der Gemütsstimmung. Willibald Menz hatte ja nun mit der Vergangenheit abgerechnet. Es war ihm geworden, was ihm von Gottes und Rechts wegen gebührte, und wenn diese zweijährige Festungshaft auch mit dem, was er auf sich geladen, nicht ganz im Verhältnis stand: die Sühne war doch nun da, und die Möglichkeit, das Geschehene auch vor dem eigenen Gewissen zu Grab zu tragen. Deshalb leuchteten Willibalds Augen mit so eigentümlichem Glanze, als ihm der Vorsitzende fast im Ton mildherziger Teilnahme das Urteil verkündete.

Schon am nächstfolgenden Morgen trat er die Haft an. Von jetzt ab spürte er Tag für Tag eine Art innerlichen

Genesens und Aufblühens. Zuletzt kam er zu der verständigen Auffassung, daß es im Grunde ja nicht viel anders sei, als wenn ihm etwa ein Jagdunlück passiert wäre. Von diesem Standpunkt aus konnte er schon nach Verlauf weniger Wochen auf sein trübes Erlebnis mit leidlicher Seelenruhe zurückblicken. Der Traum von dem gräßlichen Abstieg kam in der That nicht wieder.

Achtes Kapitel.

Nachdem Willibald sieben Monate auf der Festung Königstein zugebracht und sehr fleißig Nationalökonomie und Staatswissenschaft studiert hatte, ward ihm der Rest der Strafzeit durch einen Gnadenakt des Königs erlassen. Wie er später erfuhr, hatte er diese Wendung vorwiegend dem Lieutenant Golz zu verdanken, dessen Vater eine sehr einflußreiche Persönlichkeit und der spezielle Freund zweier Minister war. Uebrigens hatte sich auch der Vorsitzende des Gerichtshofs für die Angelegenheit interessiert.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte in Dresden, wo er Gesenius besuchte und allerlei Geschäftliches ordnete, begab sich Willibald Menz um die Mitte des Monats November nach Oberloßberg. Er war entschlossen, wie zur Vollendung seiner frühzeitig unterbrochenen Sühne vorläufig ganz der Arbeit zu leben und die Großstadt mit ihrer lauten Geselligkeit bis auf weiteres zu meiden.

Alles ging gut. Er fand Oberloßberg, dank dem ehrlichen Diensteifer seines Inspektors, in brillanter Verfassung. Frau Blöhm, die aristokratisch veranlagte Wirtschaftlerin, empfing ihn mit Freudenthränen. Sie hatte ihm etlichemal, zugleich im Auftrage des Herrn Inspektors, nach der Festung

geschrieben, aber doch nicht den Mut gehabt, ihn die schmerzliche Teilnahme, die er ihr einflößte, so vollständig merken zu lassen, wie dies ihrem treufühlenden Herzen Bedürfnis war. Von Doktor Gesenius, der unmittelbar nach der Verurteilung zweimal herüberkam, um Verschiedenes für seinen Freund zu besorgen, mußte sie, wie außergewöhnlich schwer Willibald unter der Last seiner Trübsal gelitten hatte. Nun überkam sie's mit unwiderstehlicher Inbrunst. Sie war selig darüber, daß Menz von seiner qualvollen Niedergeschlagenheit glücklich befreit war, daß sie ihn wieder hatte, und daß er gewillt war, vorläufig da zu bleiben, ohne sich um das abscheuliche Dresden zu kümmern.

Während der sechs Wochen zwischen dem unheilvollen Duell und der Gerichtsverhandlung hatte sich Menz fruchtlos bemüht, sein fast schon vollendetes Werk über die Zukunft der Landwirtschaft fertig zu stellen. Später dann auf dem Königstein war er nicht mehr darauf zurückgekommen. Der vorgesezte Termin — Anfang März — war ja nun doch mal verpaßt. Nun aber, in der Behaglichkeit seines hochfenstrigen, grau-grünen Studierzimmers mit den freundlichen Stores und dem altertümlichen breiten Kamin warf er sich mit erneutem Eifer auf dieses kleine Opus, das ihm jetzt einer durchgreifenden Umgestaltung, Erweiterung und Vertiefung wert schien. Er ließ sich aus der Dresdener Bibliothek, aus der Gehestiftung, aus Straßburg und Heidelberg Stöße von Büchern kommen, die mehr oder minder schätzbares Material enthielten, und machte sich umfangreiche Excerpte und Anmerkungen. Manchmal saß er so bis tief in die Nacht hinein unter der Glasugel seiner mildstrahlenden Hängelampe und legte die Feder erst weg, wenn er zu frösteln begann.

Zur Erholung machte Willibald Menz während der Nachmittagsstunden meist seinen üblichen Mitt in den Forst, nach Großbaudeck oder nach Göhlau. Verkehr hatte er nur

mit dem Inspektor und dem Vikar, und auch dieser Verkehr beschränkte sich auf einen unregelmäßigen Skatabend, den Frau Blöhm eifrig begünstigte, da sie der Meinung war, Willibald Menz sei auf dem besten Wege, sich gründlich zu überarbeiten.

Mehreremal kamen von den benachbarten Gütern Einladungen zu großen Treibjagden. Der wackere Inspektor nahm wiederholt teil und suchte auch Willibald zu bestimmen, endlich einmal seinen dickleibigen Quartbänden auf einen Tag den Laufpaß zu geben. Willibald lehnte jedoch mit eiserner Konsequenz ab, angeblich, weil seine wissenschaftliche Arbeit ihm keine Zeit ließ, in Wahrheit, weil er sich absolut nicht entschließen konnte, eine Schußwaffe zur Hand zu nehmen. Der Gedanke, ein lebendes Wesen mit Pulver und Blei töten zu sollen oder auch nur die Tötung mitanzusehen, hatte für ihn seit dem Unglückstag in der Dresdener Heide etwas unsagbar Widerwärtiges.

So vergingen die nächsten Monate ziemlich einförmig. Die Studie über die Zukunft der Landwirtschaft hatte sich nach und nach zur Grundlage eines ernsthaften, gar nicht unbedeutenden Werkes ausgewachsen. Willibald Menz verspürte im reichsten Maße den Segen der Arbeit. Er konnte jetzt völlig unbefangen und ruhig an die Geschehnisse des vorigen Winters zurückdenken. Was der beklagenswerten Mutter den Sohn, was dem Herzen des jungen Mädchens den Heimlich-Geliebten entrisen hatte, war ein trauriger Zufall gewesen, sonst nichts. Und, die Wahrheit zu reden, befaßte sich jetzt Willibald nur noch höchst selten mit der Betrachtung dieses Verhängnisses. Mit Leib und Seele war er bei seiner wissenschaftlichen — und, wie ihm schien, auch praktisch wertvollen — Aufgabe. Die Gesellschaft der großen Welt vermißte er nicht. Wer so angestrengt schaffte, dem vergingen wohl die kleinen Begehrlichkeiten nach Geräusch und Glanz und Getändel.

Da warf ihn plötzlich ein Inserat des „Dresdener Anzeigers“ ungestüm aus dieser frohen und selbstzufriedenen Gemütsverfassung. Es war die Todesanzeige der Frau Klothilde von Enkenberg, der Mutter des unglücklichen Lieutenants. Ueber die Identität der Persönlichkeit war kein Zweifel gestattet. Es gab in Dresden und überhaupt in Sachsen nur eine einzige Frau dieses Namens. Zum Ueberfluß stand noch darunter: „Witwe des verewigten Generalmajors Runo von Enkenberg.“

Der Eindruck, den diese Todesanzeige auf Willibald Menz hervorbrachte, war unbeschreiblich. Sofort stand es nun für ihn fest: der Gram über das schreckliche Ende des Sohnes hatte die bis vor kurzem noch so rüstige Dame ins Grab gebracht. Er war also auch ihr Mörder, wie er der Mörder des Lieutenants gewesen. Tagelang kämpfte er fruchtlos gegen diese Idee an. Sein Verstand sagte ihm zwar: bis jetzt quälst du dich ganz unlogischerweise. Vielleicht stehen die beiden Thatfachen völlig außer Zusammenhang. Die Frau konnte verunglückt sein; — die Fassung des Inserats schloß diese Möglichkeit nicht aus. Oder sie war das Opfer einer ansteckenden Krankheit. Jawohl; auch das war denkbar. Willibald Menz aber glaubte nicht an das Günstigere: sein Instinkt drängte ihn gegen alle Vernunft in der Richtung des Trüben, Peinvoll-Belastenden. Und wenn es zum Beispiel auch Typhus war oder Diphtheritis: würde das denn beweisen, daß die seelische Qual der verwaisten Mutter nicht die Hauptrolle bei diesem Heimgang spielte? Ein Organismus, dessen Nervensystem durch ein lange wühlendes Leid geschwächt und erschüttert war, bot eben der Infektion Angriffspunkte, die sonst nicht vorhanden gewesen wären. Das Weh des kranken Gemüts verringerte die Widerstandsfähigkeit des Leibes. Und so war das entseßliche Band der Ursächlichkeit doch hergestellt, und er hatte thatsächlich noch ein zweites Opfer auf dem Gewissen.

Endlich faßte er den Entschluß, sich an Doktor Gesenius um Auskunft zu wenden. Schon litt seine Arbeitsfähigkeit unter der Wahnvorstellung, daß er auch hier für alles verantwortlich sei. Vielleicht wußte Gesenius Genaueres; vielleicht lagen die Dinge doch nicht so trostlos, wie Menz befürchtete.

Am dritten Tage bereits kam die Nachricht, Willibald Menz habe sich ganz umsonst aufgeregt. Frau von Enkenberg sei an den Folgen einer Verletzung gestorben, die sie beim Ausgleiten auf ihrer Treppe sich zugezogen, wo ein Dienstmädchen unvorsichtigerweise Del verschüttet. Der Frau habe sonst nicht das Geringste gefehlt. Allgemein sogar sei sie aufgefallen durch ihr vollblühendes Aussehen, das bei der schwarzen Trauergewandung noch stärker hervorgetreten sei als in früherer Zeit.

Willibald Menz beruhigte sich. Aber noch etliche Wochen lang ging ihm die Sache nach. Und mit verdreifachter Anstrengung warf er sich auf die Arbeit.

Neuntes Kapitel.

Am zwanzigsten Februar — just am Jahrestage des Fraternitätsballes — mußte Willibald Menz diese rastlose Thätigkeit unterbrechen. Eine Geldangelegenheit mit der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt forderte seine persönliche Anwesenheit in Leipzig.

Gegen halb vier Uhr nachmittags waren diese Geschäfte abgewickelt. Menz begab sich ins Café Reichskanzler, um ein Glas Punsch zu trinken und einen Blick in die Leipziger Illustrierte zu werfen.

Er setzte sich schräg an die große Spiegelscheibe, die

nur unvollständig mit kurzen Schiebegardinen verhangen war. Die uralten Niesenbäume am Schwanenteich, von dichtem Raureif bekleidet, schimmerten wunderbar im Glanze der Spätsonne. Darüber strahlte ein wolkenloser, meerblauer Himmel. Es war ein lockendes, zauberhaft schönes Winterbild. Unwillkürlich sah Willibald über das Blatt hinweg und folgte, nachdenklich seinen Punsch löffelnd, dem herrlichen Spiel der Farben und Lichter, das mit jeder Minute an Pracht und Großartigkeit zunahm.

Plötzlich wahrte er Meta von Gasny, die, mit der Rechten ihr schwarzgraues Gewand schürzend, quer über den Fahrdamm daherkam. Ihr einst so jugendfrisches, blühendes Antlitz schaute fahl und vergrämt aus. Der frohe, schalkhafte Zug um den kleinen Mund war dem unverkennbaren Ausdruck herber Entsagung gewichen. Auch Gang und Haltung schienen die frühere Lebhaftigkeit und Spannkraft verloren zu haben. Wenigstens redete sich Willibald Menz das ein . . . Sie hatte ihn nicht bemerkt. Langsam und gleichgültig überschritt sie die Straße und setzte dann auf dem diesseitigen Bürgersteig ihren Weg in der Richtung nach dem Augustusplatz fort.

Ihr Anblick gab dem erschrockenen Willibald Menz einen heißbohrenden Stich ins Herz. Wie betäubt starrte er noch minutenlang auf die Stelle, wo sie entschwunden war. Im Geiste sah er sie wieder vor sich, wie sie heute vor einem Jahr durch den Ballsaal geschwebt war, eine lebendige Blume, die Weltlust und die Heiterkeit selbst; — und wie sie ihm dann mit so ungekünstelter Freundschaftlichkeit die Hand gedrückt hatte, nicht ahnend, daß diese Hand wenige Tage darauf ihr Liebstes dahinraffen sollte.

Welch eine Wandlung! Um fünf, sechs Jahre schien sie seitdem gealtert! Wenn ein Geschöpf wie Meta von Gasny so unelastisch und gangmüde dahinschlich, mußte sie völlig gebrochen sein . . .

Es war ihm zu Mute, als ob sich alles, was er seit dem Beginn seiner Festungshaft in monatelangem Ringen glücklich verwunden hatte, wieder auf ihn herabsenke wie eine schwere, giftbrütende Wolke. Unter der linken Brust nagte und wühlte es . . .

Eine Sekunde lang hatte sich Willibald Menz zuge-
raunt: Eile ihr nach! Hol' dir um jeden Preis ihre Ver-
zeihung! — Aber nur eine Sekunde lang. Dann überwog
eine unbezwingbare Scheu. Er konnte nicht wissen, ob
nicht schon der Klang seiner Stimme ihr Herz foltern, ihren
glühendsten Haß anfachen würde. Vielleicht war sie jetzt
endlich zu einem Abschluß gelangt. Weshalb sollte er diese
mühsam erkämpfte Haltung wieder in Frage stellen? Nein!
Das wäre der grausamste Egoismus gewesen. Man hatte
ihr ja ohnedies wohl gesagt, daß er an dem entsetzlichen
Ausgang des Zweikampfes schuldlos war.

Er grübelte weiter. Schuldlos! Wie das merkwürdig
klang, wenn man im tiefsten Grund seiner Seele doch an
das Obwalten einer Schuld glaubte! Hätte er nicht dem
Vorurteil seiner Standesgenossen Troß bieten, lieber kalt-
blütig den Reservelieutenant quittieren und die Herausforde-
rung unterlassen sollen? Und wenn er sie nicht unterließ:
war es nicht würdiger, menschlicher, ehrenhafter, die Sache
wie eine bloße Form zu behandeln und ruhig in die Luft
zu feuern, anstatt den Gegner im Drang eines unedlen
Rachegefühls zeichnen zu wollen? Weshalb setzte er sich
überhaupt der Möglichkeit aus, daß seine Treffsicherheit ihn
verließ und ihm so zum Verderben ward? Arme, unglück-
liche Meta!

Und immer und immer wieder malte er sich ihr blasses,
vergrämtes Antlitz aus, ihren mattherzigen Gang, den Hauch
schweremütiger Trauer, der um den einst so fröhlich plau-
dernden Mund schwebte.

Von diesen Gedanken beherrscht, saß er wohl noch eine

Stunde lang und starrte in gramvoller Versunkenheit auf die rauhreifumsponnenen Baumriesen, deren rofiger Glanz mehr und mehr einem bleifarbigem Grau wich. Endlich erhob er sich und schlenderte dumpf und willenlos wie ein Nachtwandler nach dem Bahnhof. Während der ganzen Heimfahrt pochte und hämmerte ihm das Blut ungestüm hinter den Schläfen. Der Schmerz in der linken Brust ward mit jeder Minute heftiger. Als er zu später Stunde sein Besitztum erreichte, war er vollkommen erschöpft. Ohne etwas gegessen zu haben, ging er zu Bett. Da er jedoch bei allem Ruhebedürfnis den Schlaf nicht fand, warf er sich um halb fünf in die Kleider, zog sich den Pelz über und setzte sich vor seinen Arbeitstisch. Er las und schrieb mit Aufbietung aller Willenskraft, bis ihm der helle Tag durch die Scheiben sah. Den Diener, der gegen acht Uhr einheizen wollte, schickte er unwirsch hinaus. Dann schaffte er weiter. Zuletzt streckte er sich langweg auf den Diwan, wo er nach langer, qualvoller Unrast entschlummerte.

Dehntes Kapitel.

Am letzten Februar saß Willibald Menz nach eingenommenem Abendbrot wieder vor seinem Schreibtisch und blätterte langsam und mißmutig in der Zeitung. Er hatte sich all die Tage über nicht wohl gefühlt. Trotzdem war er ununterbrochen fleißig gewesen; besonders heute, wo es die Durchsicht einer beträchtlichen Zahl statistischer Aufzeichnungen galt, die ebenso wichtig wie spannend waren. Jetzt gönnte er sich einen Augenblick Rast; — zum erstenmal seit dem Frühstück; denn die Mittagspause hatte er im Eifer der Arbeit ganz überschlagen.

Plötzlich spürte er, wie ihm ein eisiger Schauer breit über den Rücken lief. Willibald Menz wußte nicht, wie und von wannen es kam: aber er hatte bei diesem Frostschauer die rätselhafte Empfindung, als sei er in seinem Gemach nicht mehr allein; als sitze unmittelbar hinter ihm in dem schwarzgrünen Lehnstuhl am zweiten Fenster eine stille, bleiche Gestalt: Richard von Enkenberg.

Und ein fürchterliches, unsagbares Grausen ergriff ihn...

Gleich danach schämte er sich dieser thörichten Anwendung. Er zieh sich der Feigheit, daß er nicht augenblicklich den Kopf wandte, um sich von der Irrigkeit seiner Empfindung zu überzeugen. Also doch! Er hielt es für notwendig, sich eine bare Unmöglichkeit praktisch zu widerlegen! Und mit verdoppelter Macht überrieselte ihn die entsetzliche Angst vor dem Uebernatürlichen, Rätselhaften, Gespenstischen.

Endlich sprang er empor. Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, preßte die Zähne fest aufeinander und kehrte sich rasch um. Der schwarzgrüne Lehnstuhl am zweiten Fenster stand einsam und leer im Schimmer der Hängelampe. Auch sonst regte sich nichts. Die beiden großblumigen Stores lagen glatt über den Scheiben. Selbst im Kamin flackerte kaum noch ein Flämmchen. Alles schweigsam und friedlich und weltabgeschlossen.

Willibald Menz klingelte. Es litt ihn nicht länger in dieser unheimlichen Deditigkeit. Der alte, graubärtige Diener trat auf die Schwelle. „Koll,“ sagte Willibald Menz mit erkünstelter Gleichgültigkeit, „geh'n Sie doch gleich mal hinüber zum Herrn Inspektor. Ich lasse den Herrn Inspektor zu einer Partie Sechsendsechzig bitten.“

„Sehr wohl, gnädiger Herr.“

„Und Frau Blöhm soll die Freundlichkeit haben, im kleinen Eßzimmer den Spieltisch herzurichten. Nein, warten Sie! Ich besorge das selbst.“



Die wohlmeinende Wirtschafterin freute sich herzlich, daß Herr Menz auf die gute Idee kam, endlich einmal wieder Vernunft zu üben und das hartnäckige Sitzen am Schreibtisch abzukürzen.

Der wackre Inspektor kam, obwohl er schon im Begriff gestanden, sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen. Moll brachte zwei Flaschen Rüdeshemer, entforckte sie mit großer Gewandtheit und fragte dann ehrfurchtsvoll, ob er noch nötig sei. Auch er legte sich gern frühzeitig. Willibald Menz winkte ihm gutmütig ab. Man konnte sich bei Bedarf an Frau Plöhm wenden, die neuerdings — wie alljährlich vor dem Geburtstag ihres verehrten Bruders Ottokar — regelmäßig bis spät in die Nacht hinein sticte.

Das Spiel ging los. Willibald Menz bekam großartige Karten. Anfangs verlor er zwar trotzdem, weil er unglaublich zerstreut spielte. Er warf sich die Zehner blank, versäumte die Bierzig und stach mit dem König, wo schon der Neuner genügt hätte. Bald aber schien die Nähe des ruhigen, freundlichen Partners einen wohlthätigen Einfluß auf seine Nerven zu üben. Sein Spiel ward korrekt, sein Gebaren weniger hastig und aufgeregert. Nach Verlauf einer Stunde war der Inspektor gründlich im Nachteil, obgleich ja der Satz nicht gerade hoch ging.

„Trinken Sie, Herr Inspektor!“ sagte Willibald Menz lustig nach einem Dreifachen. Er schien jetzt wieder bei völlig geklärter Stimmung. „Sie haben Pech heute. Da tröstet uns Bacchus. Ueberhaupt . . .“

Er stieß mit ihm an.

„Sagen Sie mal — eine Frage, die Ihnen möglicherweise recht komisch dünkt: glauben Sie an Gespenster?“

„Kommt darauf an, was Sie darunter verstehen. Gespenster in weißen Bettlaken, mit Knochengesichtern und klapperndem Totengebein, wie das so in den Märchen und

Sagen umgeht — nein. Daran glaub' ich natürlich ebenso wenig wie Sie. Aber daß sonst irgendwie . . .“

Er unterbrach sich und schob seinem Mitspieler die Karten hin.

„Was denn? Daß sonst irgendwie . . .“ frug Willibald Menz, ohne das Spiel aufzunehmen.

„Nun, ich glaube schon, daß ein Zusammenhang existiert zwischen der unsichtbaren Welt und der sichtbaren . . . Daß unter Umständen — wie soll ich mich ausdrücken? Na, machen wir uns doch lieber nicht graulich! Es ist nachtschlafende Zeit. Sie geben, Herr Menz!“

Willibald mischte.

„Haben Sie selbst einmal etwas Unheimliches erlebt?“ fragte er lauernd.

„Das nicht. Aber mein Bruder Gottfried. Sie kennen ihn ja . . .“

„Der Steuermann?“

„Eben der.“

„Nun, wie war das?“

„Eine merkwürdige, rätselhafte Geschichte. Wenn Gottfried nicht ein so ehrlicher, klarer, nüchterner Kerl wäre und obendrein Zeugen hätte . . . Aber wollen Sie's wirklich hören . . .? Jetzt?“

„Natürlich. So was interessiert mich. Wir können doch mal eine Pause machen.“

Und der Inspektor erzählte. Es war ein ganz ähnlicher Fall, wie ihn der Amerikaner Dale Owen von dem Schottländer Robert Bruce berichtet. Gottfried Kern diente vor etwa zehn Jahren auf einem Handelsschiff, das zwischen Hamburg und Valparaiso fuhr. Eines Tages hatte er den Schiffskapitän etwas zu fragen. Die Kajüte stand offen. Er glaubte den Mann schreibend vor seinem Tisch zu erblicken, und rief ihm die Frage von weitem zu. Er bekam keine Antwort. Nun trat er ein. Der Schreibende hob

den Kopf und starrte ihm tiefschwermütig ins Gesicht. Da sah er zu seinem ungeheuren Erstaunen, daß er eine ganz fremde Persönlichkeit vor sich hatte, die überhaupt nicht auf das Fahrzeug gehörte. Er eilte nach oben, traf dort den Kapitän im Gespräch mit dem Schiffskoch und meldete sein wunderbares Erlebnis. Als man wieder hinab in die Kajüte kam, war die Gestalt verschwunden. Ein Zettel jedoch, mit einem faustgroßen Stein beschwert, trug die Aufschrift: „Um Christi willen, steuert nach Westen!“ Von bänglicher Ahnung ergriffen, ließ der Kapitän augenblicklich den Kurs ändern. Nach Verlauf weniger Stunden traf man ein taumelndes Wrack, auf dem ein halbes Duzend Unglücklicher in höchster Gefahr schwebte. Die Leute wurden an Bord genommen, als eben das Wrack in die gurgelnde Tiefe sank. Unter ihnen befand sich ein Vollmatrose, der von Gottfried Kern sofort als die Gestalt erkannt wurde, die schreibend vor dem Tische des Kapitäns gefessen.

Als der Inspektor zu Ende war, entstand eine lange Pause. Willibald Menz saß eine Weile regungslos. Endlich griff er nach seinem Glas und that einen mächtigen Zug.

„Und das hat Ihr Herr Bruder wirklich und buchstäblich erlebt?“ fragte er halblaut.

„Wirklich und buchstäblich. Es ist damals ja mehrfach über den Fall geschrieben worden. Ein junger Gelehrter hielt im Vereine der Stuttgarter Spiritisten sogar einen Vortrag . . .“

„Das beweist allerdings wenig. Aber die Sache ist interessant, höchst interessant. Im ungünstigsten Fall prächtig erfunden . . . Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, verehrtester Freund. Man weiß doch, die Seeleute und die Jäger . . .!“

Willibald Menz gab sich die größte Mühe, kühl und skeptisch zu scheinen. Es gelang ihm nur schlecht. Sein Erlebnis von vorhin war ihm bei der Erzählung wieder so

stark auf die Nerven gefallen, daß seine Hand zitterte. Er gab jetzt rasch Karten und suchte sich mit aller Gewalt wieder von diesen Eindrücken frei zu machen. So spielten sie noch bis zwölf. Als sie dann aufstanden, hatte der Herr Inspektor glänzend Revanche genommen. Frau Blöhm jedoch, die mehrmals citiert worden war, konnte auf eine Batterie von sechs leergetrunkenen Flaschen größten Kalibers schauen, von denen beinahe zwei Drittel auf Willibald Menz kamen.

Elftes Kapitel.

Fünf Tage lang hatte nun Willibald Ruhe. Am sechsten — fast um die nämliche Stunde — wiederholte sich ihm das unerklärlich-grausenhafte Gefühl von der Anwesenheit Enkenbergs mit gesteigerter Heftigkeit. Und im selben Moment hörte er deutlich, wie von dem schwarzgrünen Lehnstessel her eine halblaute Stimme — die Stimme des Toten — langsam die Worte sprach:

„Es gibt keine Sühne. Du mußt mir nachfolgen.“

Willibald Menz glaubte zu spüren, wie ihm das Mark in den Knochen jählings zu Eis gefror. Dabei wehte es ihm auf den gesenkten Kopf wie glühender Samum.

Noch war er verständig genug, um trotz seiner hochgradigen Aufregung einzusehen, daß es sich hier um eine bloße Vorspiegelung der rebellischen Nerven handelte. Er faßte sofort den Beschluß, morgen in aller Frühe nach Dresden zu reisen und dort einem vielgenannten Spezialarzt für Nervenleiden den Fall vorzutragen.

Die Sonne war hinter dem Wald von Großbaudeck noch nicht heraufgekommen, als Willibald Menz von Oberloßberg abfuhr. Weder dem Diener noch der fürsorglichen

Wirtschafterin hatte er etwas von seinem Vorhaben gesagt. Eine Art Scham hielt ihn von jeder Erwähnung seiner Hallucination ab.

Kurz vor zehn hielt der Personenzug im Dresdener Hauptbahnhof. Es war ein kalter, nebliger Märztag mit feinem Sprühregen. Willibald Menz, der sonst gegen jedes Wetter gefeit war, litt heute schwer unter dem Druck dieser öden Feuchtigkeit. Auf dem Kopf lag es ihm wie eine bleierne Faust. Seine Stimmung war trostlos. Wer konnte denn wissen . . . ? Vielleicht war es schon längst zu spät . . . Er hätte sich gleich bei der ersten Attacke entschließen sollen. Aber man scheute sich so . . .

Und dann: war es denn überhaupt so sicher, daß eine Täuschung vorlag? Gab es nicht doch vielleicht einen Verkehr mit den Abgeschiedenen?

„Unsinn!“ rief er bei diesem Gedanken so laut, daß ein Postschaffner, der unmittelbar vor ihm über den Bahnsteig ging, sich verblüfft umschaute.

Nach fünfzehn Minuten zog er beim Hofrat Michaelis die Klingel. Die Sprechstunde hatte jetzt eben erst angefangen. Der Zufall wollte, daß in dem Wartezimmer nur fünf Stühle besetzt waren. Willibald Menz nahm ein Buch von dem Mittelisch, trat ans breite Balkonfenster und blätterte.

Es war eine kleine ganz neue Novellensammlung mit einer Widmung des Autors. Vermutlich hatte der Hofrat dem Grundsatz gehuldigt:

Du hast mir da dein Buch geschenkt,
Nun schenk' mir auch das Lesen . . .

Denn sonst wäre es rein unbegreiflich gewesen, wie ein berühmter Nervenarzt ein so seltsames Werk im Vorgemach seiner Ordinationsstube auflegen konnte. Die erste Novelle: „Bis über das Grab hinaus“ behandelte ein so aufregendes,

mystisch-nervöses Problem, daß Willibald Menz fühlte, wie ihm schon bei der Lektüre der Exposition die Finger kalt wurden. Nächtliche Scheingebilde traten da mit einer Echtheit und Leibhaftigkeit auf, um die mancher Vollblut-naturalist den sonst maßvollen Dichter hätte beneiden können.

Willibald Menz vertiefte sich nach und nach vollständig. Der nächtliche Spuk, von dem da erzählt wurde, folterte eine treulose Frau, die ihren brustkranken Gemahl durch ihre Frevelthat in helle Verzweiflung gestürzt und ihm einen tödlichen Blutsturz verursacht hatte. Der Tote kam und hielt seine Mörderin unter dem Bann der entsetzlichsten Alpdrücke, die so greifbar geschildert waren, daß man die Vorgänge mitzuerleben glaubte . . .

Endlich klappte Willibald Menz das gefährliche Buch zu. Genau so wie der schönen, sündigen Frau in dem einsamen Schlafzimmer war ihm gestern zu Mute gewesen, als die entsetzliche Stimme erklang, wirklich und wahr, und doch wie aus dem Phonographen heraus, fern und fremdartig . . .

Das Wartezimmer hatte sich unterdessen gefüllt. Menz hielt Umschau. Der letzte Patient, der noch vor ihm war, befand sich bereits im Ordinationszimmer. Es währte noch fünf Minuten. Dann ging die Flügelthür wieder auf.

„Wenn ich bitten darf . . .“

Willibald Menz stand einem vierzigjährigen Mann von regelmäßiger, angenehmer Gesichtsbildung gegenüber, der trotz seiner ernsten, durchdringenden, beinahe starr blickenden Augen etwas merkwürdig Wohlwollendes und Vertrauen-erweckendes hatte. Der Hofrat wies mit der Hand auf einen Stuhl neben dem großen elektrischen Apparat. Er selbst nahm vor dem freistehenden Diplomatentisch in der Mitte des Zimmers Platz. Hierauf begann er zu examinieren. Während Willibald Menz sprach, machte der Arzt sich verschiedene kurze Notizen.

Nachdem alles genügend erörtert war — Persönliches,

die Einzelheiten der jüngsten Begebnisse, die Vorgeschichte des unheilvollen Duells, die starken Gemütsbewegungen, die schweren Selbstanklagen —, forschte der Hofrat wie beiläufig nach dem Charakter, den Lebensschicksalen und Krankheiten von Willibalds Eltern und Großeltern.

„Nichts Abnormes? Große nervöse Exaltation? Was?“

„Nicht, daß ich wüßte. Mein Großvater vielleicht, der Vater meiner seligen Mutter . . . Er galt für jähzornig und war wohl in mancher Beziehung ein Sonderling.“

„Wie zeigte sich das?“

„Nur in harmlosen Kleinigkeiten. Zum Beispiel in seiner geradezu pedantischen Ordnungsliebe. Wehe dem Hausburschen, wenn er beim Aufräumen auch nur ein Stückchen Bleistift zollbreit von seiner Stelle schob! Dann konnte der sonst so freundliche alte Herr loswettern, daß ihm die Adern schwoollen.“

„Woran starb er?“

„Am Hirnschlag.“

„Bitte, zieh'n Sie sich einmal aus!“

Nach eingehender Untersuchung sagte der Arzt mit beruhigender Freundlichkeit: „Nichts von Belang. Die Organe sind sämtlich in bester Ordnung. Höchstens vielleicht die Leber zeigt eine kleine Anschoppung. Aber wir müssen vorsichtig sein. Ihre Nerven sind stark überreizt. Die Empfindung, als sei jemand noch mit im Zimmer, während man doch allein ist, findet sich auch bei völlig gesunden Menschen im Stadium einer gewissen Erregtheit. Seltener und auffälliger schon sind die Gehörstäuschungen. Auch sie flößen mir vorläufig kein Bedenken ein. Nur müssen wir jetzt entschieden gegen die Sache Front machen. Ihr Duellunglück hat Sie von Grund aus erschüttert — und Ihre Lebensweise hat nicht dazu beigetragen, die Folgen dieser Erschütterung aufzuheben. Arbeit an sich wäre ja heilsam gewesen: aber mit dieser Arbeit hätte Zerstreung und frohe Geselligkeit Hand in Hand gehen sollen. Wie die Dinge

jetzt liegen, heißt es mit der bisherigen Existenz vollständig brechen. Lassen Sie vorläufig Ihre Bücher — Bücher sein! Geh'n Sie auf Reisen! Suchen Sie Menschen auf! Kurz, treiben Sie, was Sie wollen; nur vermeiden Sie dreierlei: geistige Anstrengung, thörichtes Grübeln und langes Alleinsein! Jetzt beginnt ja die Hauptsaison für die Riviera. Geh'n Sie nach Pegli, nach San Remo, nach Cannes — wohin Sie Lust haben! Oder auch meinetwegen nach Rom, wenn Sie das vorziehen! Aber suchen Sie überall thunlichst Anschluß an frische, fröhliche Menschen! Aus diesem Gesichtspunkt ist vielleicht Rom noch besser als die Riviera, wo so viel Kranke und Aufgegebene herumlaufen . . .“

Die Art und Weise des Hofrats wirkte auf Willibald Menz äußerst wohlthätig. Und nun kam Herr Michaelis nochmals, wie zufällig, auf das Duell zu sprechen, von dem er ja mehrfach gehört hatte, und wies dem dankbar lauschenden Willibald nach, daß die schwere Verantwortlichkeit, die er sich aufbürde, doch in der That nur eine selbstquälerische hypermoralische Thorheit sei, die noch dazu wesentlich seine Genesung erschwere.

Willibald Menz nahm höchlich erbaut Abschied. Als er die Droschke bestieg, fühlte er sich so wohl wie seit lange nicht. Es kam ihm sogar jetzt beinahe zwecklos vor, bei so guter Gesundheit eine Erholungsreise zu unternehmen. Aber der Hofrat hatte das angeordnet, und dieser Mann war jetzt für Willibald ein Drakel.

zwölftes Kapitel.

Menz entschied sich für Rom. Er kannte bis jetzt nur Oberitalien. Zweimal schon hatte er eine Vollreise bis an den Golf von Salerno geplant: jedesmal aber hatte er sich

auf den lockenden Vorstationen verspätet und war dann umgekehrt, ohne auch nur Florenz zu erreichen. Nun beschloß er, möglichst direkt auf sein Ziel loszusteuern. Anfang Mai würde er dann von Rom nach Neapel, Capri, Sorrent gehen und mit beginnender Sommerhitze die Schweiz aufsuchen. Wenn er denn überhaupt einmal ausspannte, sollte das auch systematisch und gründlich geschehen. Als Landwirt hätte er jetzt, wo das Frühjahr so dicht vor der Thüre stand, wohl auch in Oberloßberg mehr Aussicht auf Ablenkung gehabt, als während des Winters; aber das war und blieb doch immer nur etwas Halbes. Er glaubte jetzt selbst, daß ihm vor allem der Wechsel der Eindrücke vortheilhaft sein würde, die Aenderung seiner Umgebung, der zwanglose Verkehr mit neuen Persönlichkeiten.

Noch in der Droschke ergriff ihn plötzlich die unbändigste Reiselust. Vor allem kaufte er als gerechter und vollkommener deutscher Tourist die neuesten Auflagen Bädfers und eine Sammlung italienischer Konversationsphrasen — zur Auffrischung seiner ganz leidlichen Sprachkenntnisse. Dann kutschte er noch eine Weile am Altmarkt und in der Seestraße umher und schaffte sich allerlei Zweckmäßiges und Ueberflüssiges zur Equipierung an. Zum Schluß besorgte er sich bei seinem Bankhaus zweitausend Mark in bar, sowie Kreditbriefe auf Rom und Zürich.

Mit dem letzten Zuge nach Oberloßberg zurückgekehrt, gab er dem Diener sofort Auftrag, die Koffer zu packen. Menz hatte vorübergehend die Absicht gehabt, den sehr tüchtigen und verlässlichen Koll mitzunehmen. Jetzt aber hielt er es doch für zweckmäßiger, den Alten daheim zu lassen. Auch dieser gute Koll war ja ein Stück der Umgebung, die Willibald Menz vorläufig abschütteln wollte. Auch schloß ein Tourist sich rascher und leichter an, wenn er überall vollständig auf sich selbst angewiesen war.

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang war Willi-

bald Menz schon unterwegs. Er fuhr über Leipzig und Bebra nach Frankfurt am Main, wo er die Nacht über Station machte. Gleich bis Rom durchzureisen, wie er dies wohl gern gethan hätte, war ihm vom Arzte streng untersagt worden.

Die nächste Etappe war Luzern, das er am späten Abend erreichte. Hier wollte er einen Tag Rast halten, obgleich ihn die Fahrt bis jetzt keineswegs überanstrengt hatte.

Willibald Menz stieg im Englischen Hof ab. Seine Stimmung war merkwürdig frisch und gehoben. Unterwegs hatte er mehrfach ganz unterhaltsame Reisegefährten gehabt, vor allem jedoch als ausgesprochener Naturfreund die prächtigste Anregung aus der verschneiten Landschaft gewonnen, die namentlich südwärts von Karlsruhe einen großartig-feierlichen Charakter annahm. Der ganze Schwarzwald lag wie ein deutsches Wintermärchen unter dem blaßgrauen Himmel, ein Bild ernster Erhabenheit voll unerschöpflicher Einzelzüge.

Auch hier am Vierwaldstätter See thronte der Winter in seiner ganzen leuchtenden Majestät. Der Anblick der zackigen Bergriesen jenseits der Wasserfläche wirkte noch ungleich gewaltiger. Nachdem er gefrühstückt und sich mit einem behäbigen Kurländer angefreundet, der schon um zwölf weiterfuhr, schlenderte Menz drei oder vier Stunden lang über die Strandpromenade, ganz begeistert von diesem Schneepanorama, das trotz der strahlenden Sonne kaum blendete, weil ja der See bis auf wenige Lichtreflexe in tiefdunklem Blau lag. Wie kleine Koboldgestalten, die sich hinter dem Rand einer unermesslichen Eisscholle verstecken, schauten die Rigi-hotels von ihrer schwindelnden Höhe herab. Der Pilatus glich einem versteinerten Vorweltungeheuer; er sah in der unregelmäßig haftenden Schneehülle größer, schroffer und phantastischer aus wie zur Sommerszeit, wann ihm der ehrsame Durchschnittstourist seine Aufwartung macht.

Um fünf Uhr nachmittags war Table d'hôte. Willibald Menz hatte sich gerade noch umkleiden können; so spät war er von seiner Wanderung zurückgekehrt. Als er den Saal betrat, war das Diner schon in vollem Gange. Es saßen nur etwa zehn Personen an der gedeckten Tafel. Menz erinnerte sich, hier in der hohen Saison mit beinahe zweihundertfünfzig Gästen zusammen gespeist zu haben. Zum erstenmal seit seiner Abfahrt von Oberloßberg empfand er etwas von der Trübsal und Elegie des Winters, der ihm bis jetzt nur in der Fülle seiner großen malerischen Effekte erschienen war. Und seines Reisezwecks eingedenk, nahm sich Willibald vor, nun erst recht nach ausgiebiger erstreuung zu trachten.

Der Oberkellner bekomplimentierte ihn höflich nach seinem Platz. Willibald Menz verbeugte sich gegen die übrigen Tischgäste, ließ einen raschen Blick namentlich über die unmittelbarste Nachbarschaft gleiten — und setzte sich mit dem Gefühl höchster Befriedigung.

Ihm gegenüber nämlich erglänzten ein paar graubraune Augen, die außerordentlich lange Wimpern und trotz ihrer Lebhaftigkeit einen merkwürdig sanften und gutartigen Ausdruck hatten. Diese Augen gehörten dem lieblichsten, rosigsten Mädchen, das man sich denken konnte, einem Wesen von ausgesprochenster Weiblichkeit und Natürlichkeit, dabei schlicht-vornehm und elegant-einfach. Kurz, das etwa achtzehnjährige Kind nahm sofort für sich ein. Rechts von ihr saß ein Herr mittleren Alters, augenscheinlich ihr Vater, eine sympathische, fluge Erscheinung, Gelehrtentypus ohne die lästige Beigabe der Pedanterie, leicht ergrauender Vollbart, frische Gesichtsfarbe —, über der etwas unbedeutenden Nase eine diskrete Goldbrille.

Willibald Menz fand Gelegenheit, mit diesen beiden, die er beim ersten Blick als Deutsche erkannte, ein Gespräch anzuknüpfen. Der Vater des jungen Mädchens besaß eine

ungezwungene, weltmännische Art, die, ohne aufdringlich zu sein, den Verkehr leicht und bequem machte. Auch die Tochter, obschon ja im ganzen schweigsam und etwas zurückhaltend, beteiligte sich doch hinlänglich, um Willibald Menz mit lebhaftester Genugthuung zu erfüllen. Beim Dessert hatten sich schon Mitteilungen persönlicher Art eingestellt, aus denen sich schließlich ergab, daß Vater und Tochter ganz die nämliche Reise vorhatten wie Menz. Professor Crusius reiste von Straßburg nach Rom, um in der vatikanischen Bibliothek einige altfranzösische Handschriften mit einem früher von ihm edierten Text zu vergleichen. Seine Tochter Flandrine begleitete ihn auf dieser Studienfahrt. Beide betraten den Boden Italiens zum erstenmal und waren natürlich darauf bedacht, außer dem unmittelbaren Zweck auch allen sonstigen Interessen vollauf gerecht zu werden.

Nach beendeter Mahlzeit tauschten Menz und Professor Crusius die Karten. Professor Crusius machte den Vorschlag, im benachbarten Gastzimmer den Kaffee zu nehmen. Menz war mit tausend Freuden bereit. Er hatte sich fest vorgenommen, diese äußerst sympathischen Leute nicht wieder loszulassen, sondern die Reise nach Rom gemeinschaftlich mit ihnen fortzusetzen. Das war ein ganz prächtiger Herr, dieser frischblühende Neuphilologe, der fast aussah wie ein Generalstabsoffizier in Zivil. Und vollends die Tochter mit den graubraunen Augen, die so nachdenklich aussahen, so kindlich und doch so seelenvoll! Ein liebes, herzerquickendes Mädchen, ganz Blüte und Licht, ein wahrhafter Engel!

Die Herren setzten sich vor den kleinen Rauchtisch, während Flandrine ein wenig abseits beim Schein der elektrischen Lichtkrone den Graphic zur Hand nahm, ohne sich sonderlich zu vertiefen. Professor Crusius bot Herrn Menz eine Importe an. Die Art, wie er ihm die gepreßte Saffiantasche hinhielt, hatte etwas überaus Verbindliches . . .

Das Gespräch verfiel auf den Beruf Willibalbs.

„Ah!“ rief der Professor und that ein paar kräftige Züge aus seiner Cubanerin. „Landwirt! Gutsbesitzer! Herr über Grund und Boden! Das ist das Wahre! Einfach beneidenswert! Wir Tagelöhner von der Studierstube haben im Lauf der Zeit völlig verlernt, was es heißt, mit der Natur unausgesetzt in Berührung zu bleiben. Wir degenerieren. Der Landwirt aber ist ein Antäus, dem von der Mutter Erde immer erneute Kraft in die Glieder strömt...“

Um die Lippen des jungen Mädchens spielte ein feines Lächeln.

„Du thust gerade, Papa, als ob du ein Bücherwurm der bedenklichsten Art wärest! Du, der brillante Schlittschuhläufer, der flotte Bergsteiger, der ausgezeichnete Reiter!“

„Trag' nur um Gottes willen die Farben nicht gar zu verschwenderisch auf! Wann komm' ich denn überhaupt mal dazu? Den ganzen Winter hab' ich ein einziges Mal die Stahlschuhe angeschnallt.“

„Aber du kannst's doch. Und im Frühjahr und Herbst geht keine Woche vorüber, daß du nicht ausreitest.“

„Freilich. Ein bißchen muß auch der Geistesarbeiter für sein leibliches Wohl thun. Aber was bei uns Stubengelehrten die Ausnahme ist, das bildet bei dem glückseligen Landwirt die Regel. Und das erhält frisch und gesund.“

„Zweifellos!“ versetzte Willibald Menz. „Während der letzten Zeit hab' ich's erlebt, was das für einen Unterschied macht: Geistesarbeit — oder die praktische Thätigkeit, wie ich's gewohnt war...“

Und er sagte ein Wort über sein unvollendetes Manuskript.

Daß er ein Buch schrieb, das imponierte den beiden genau so, wie ihm die Sportfreudigkeit des Professors. Man kam sich näher und näher.

„Sie kennen bereits Italien?“ fragte das junge Mädchen.

„Oberitalien. Da war ich zweimal.“

„Und sprechen Sie gut italienisch?“

„Was man so für den Alltagsbedarf braucht . . .“

„Das will schon was heißen!“ warf hier Professor Crusius ein. „Ich bin Romanist und sollte wohl eigentlich im Italienischen ferm sein. Aber wie das so geht . . . ich habe mich einseitig auf Altfranzösisch und Provenzalisch geworfen. Na, und Sie wissen ja: die Umgangssprache wird von uns Buchgelehrten so wie so meistens vernachlässigt.“

Willibald Menz lächelte.

„Ich bin fest überzeugt, vierzehn Tage in Rom werden vollständig ausreichen, um Sie wieder au fait zu setzen. Wenn Sie erlauben, spring' ich bis dahin gelegentlich für Sie ein.“

„Sehr liebenswürdig. Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Ich sehe schon, wir vertragen uns.“

Es schlug halb acht. Der Himmel hatte sich unterdes stark überzogen. Es schneite wieder. Flandrine holte sich einen Band Tauchnitz-Edition, während ihr Vater dem jungen Landwirt eine Schachpartie vorschlug. Menz war natürlich einverstanden. Er setzte sich so, daß er die holde Gestalt Flandrinens und ihr zartes Profil mit dem sinnend geschlossenen Mund im Auge behielt. Das war ein zu reizender, wonniger Anblick.

Das Spiel begann. Ringsum herrschte eine fast einschläfernde Stille. Die acht oder neun Hotelgäste, soweit sie nicht in der Stadt zu thun hatten, hielten sich sämtlich in ihren Zimmern auf. Ein Zug war inzwischen nicht angekommen. Sogar der vielbeschäftigte Oberkellner huschte nicht mehr über den Korridor. Ein wunderbares Gefühl von Geborgenheit strömte auf Willibald Menz ein. Die Gaststube mit ihrem unpersönlichen Allermeltsluxus dünkte ihm fast ein trauliches Heim, friedsam und sturmgeschützt. Draußen vor dem breitflügeligen Fenster schwebten in wachsender Dichtigkeit die Schneeflocken hernieder, groß, langsam und

feierlich. Und drüben an dem freundlich bestrahlten Tisch, das Bild sanfter, gutherziger Weiblichkeit, saß dieses liebe Mädchen, das Willibald erst vor wenigen Stunden kennen gelernt und das ihm doch schon so vertraut vorkam in jedem Zug ihres flugfreundlichen Angesichts. Und plötzlich war ihm zu Mute, als ob eine schwere Last, die er noch immer heimlich mit sich herumgeschleppt, ein für allemal von seiner aufatmenden Brust sinke.

Dreizehntes Kapitel.

Professor Crusius hielt es für selbstverständlich, daß man die Reise nach Rom in Gemeinschaft mit Willibald Menz fortsetzte. Landsleute, Charaktere, die miteinander sympathisierten, anspruchslose und keineswegs aufdringliche Persönlichkeiten — was wollte man mehr? Beide Teile konnten da wohl zufrieden sein.

Jenseits des Gotthards traf man die ersten Frühlingsboten; hie und da schon begrünte Wiesen, blühende Mandelbäume und erstes Laub an dem niederen Strauchwerk. Das war ein köstlicher Eindruck nach dem schneeigen Winterbild von Luzern, das sich am Tag der Abreise durch tiefschwarzes Gewölk und pfeifende Regenböen merklich verdüstert hatte.

In Mailand hielt man sich einen Tag lang auf, besuchte die Meisterschöpfung des Lionardo da Vinci, umschwärmte bei goldflammender Spätsonne den Dom und verbrachte den Abend in einem Cafékonzert unter den Glasdächern der Galleria Vittorio Emanuele.

Auf Reisen, wo man unausgesetzt miteinander lebt, wird man schneller befreundet, als in den üblichen Verkehrsverhältnissen daheim. Noch ehe die drei in Rom einfuhren,

hatte sich wirklich eine Art Intimität entwickelt, auf die sie in Straßburg oder in Dresden lang hätten warten können. Willibald Menz erfuhr, daß Crusius an der Straßburger Hochschule eine fatale Streitigkeit mit seinem älteren Kollegen Bohwinkel hatte; daß er seit neunzehn Jahren glücklich verheiratet war; daß er vier Kinder besaß, darunter ein Nesthäkchen von achtzehn Monaten; daß seine Frau dieses Nesthäkchens halber nicht mitreiste, obschon Flandrine im vorigen Sommer, während die Mutter in Schwalbach zur Kur war, vollauf den Beweis erbracht, daß sie die Wartung und Pflege so gut verstand als irgendwer sonst.

Zwischen Florenz und Rom erzählte Professor Crusius, wie Flandrine zu ihrem ungewöhnlichen Namen gekommen.

„Meine Frau,“ sagte er nicht ohne Stolz, „hat sich während der ersten Zeit unsrer Ehe merkwürdig viel mit der Lektüre altfranzösischer Dichter befaßt. Ich untersuchte diese Autoren sprachwissenschaftlich; sie aber las die *Chansons de Gestes* und die *Fabliaux* aus Interesse am Gegenstand.“

„Ist's möglich?“ fragte Willibald Menz staunend. „Ich denke, dies Altfranzösisch ist kolossal schwer?“

„Nicht so schwer, wie Sie glauben. Meine Helene war zwei Jahre in Brüssel und beherrschte das Neufrauzösische vollständig. Da lebt man sich rasch ein. Damals vertiefte sie sich mit besonderem Vergnügen in das Heldengedicht *Doon de Mayence*. Kennen Sie den *Doon de Mayence*? Nicht? Nun, das begreift sich . . . Ein abenteuerliches, verrücktes Opus, — aber von großartiger Naivetät und im Punkte des Zeit- und Lokalkolorits von geradezu klassischer Kühnheit. Die altheidnischen Sachsen *Witufinds* werden da schlankweg mit den Türken und Sarazenen identifiziert. In den Ardennen treiben sich Löwen, Tiger und Leoparden herum wie in den Tropenwäldern *Ferdinand Freiligraths*.

Und diese Raubtiere denken und fühlen wie mehr oder minder anständige Menschen . . .“

„Drollig!“ versetzte Willibald, etwas beschämt über seine Unkenntnis. Er hätte sich gar zu gern auch auf diesem Gebiet heimisch gefühlt, um ja nicht hinter Frau Crusius und ihrer Tochter zurückzustehen.

„Im Doon de Mayence,“ fuhr der Professor fort, ohne die Regung Willibalbs zu bemerken, „kommt nun ein junges Mädchen vor, das uns der Dichter als Inbegriff aller Vollkommenheit malt. Dies Ideal heißt Flandrine. Meine Frau war damals so unwiderruflich für das Gedicht eingenommen, daß sie nicht locker ließ . . . Unsrer Erstgeborene ward nach der Braut des Doon de Mayence Flandrine genannt.“

„Ein reizender Name!“ rief Willibald Menz lebhaft. „Und auch ein ganz passender für die Tochter eines Gelehrten, der Altfranzösisch und Provençalisch als Hauptfach betreibt!“

„Finden Sie?“ lachte Flandrine. „Ich hieße nun lieber Anna oder Marie. Flandrine klingt gar zu auffällig.“

„Nur apart, nicht auffällig.“

Professor Crusius war nun einmal im Zug. Da er bemerkte, daß Willibald Menz mit den Kulturverhältnissen dieser Epoche wenig vertraut war, hielt er ein kurzes geistreiches Privatissimum. Willibald Menz erfuhr eine Menge von Einzelzügen, die ihn zum Teil ergötzten und fesselten. Was sich ihm aber tief in das Herz prägte und gar seltsame Betrachtungen bei ihm wachrief, war die Thatsache, daß im Doon de Mayence Mord und Totschlag zum alltäglichen Brot gehört. Eine gewisse fröhliche Brutalität wird sogar von dem Dichter als kavaliermäßig und vornehm gerühmt. Wenn ein Thorwächter dem Helden eine unhöfliche Antwort gibt, so schlägt ihm der edle Ritter mit wuchtiger Faust einfach die Stirn entzwei, so daß dem Getroffenen das Hirn aus der Schale spritzt. Kein Wort weiter. Man schafft den

Toten hinweg — und geht ruhig seinen Geschäften nach. Erhabene, großartige Kaltblütigkeit des Rittertums, dem ein Menschenleben nicht halb so schwer wiegt als ein ungnädiger Blick aus den Glutaugen der vergötterten Dame!

Vierzehntes Kapitel.

In Rom angelangt, ging der Professor ohne Verzug an die Arbeit. Drei bis vier Stunden täglich — von zehn Uhr vormittags ab — war er im Vatikan beschäftigt. Den Nachmittag widmete er in Begleitung Willibalds und Flandrinens dem Genuße der Siebenhügelstadt und ihrer ewigen Denkmale.

Es ergab sich von selbst, daß Flandrine während der Arbeitsstunden des Vaters nicht auf die Dauer daheim blieb. Zuerst freilich that sie so, als entspreche dies ihren persönlichen Wünschen. Sie las Gregorovius und Springer, entwarf Pläne für die Nachmittagswanderung oder schrieb nach Haus an die Mutter. Als jedoch die römische Frühlingssonne gar zu verlockend ins Zimmer sah, kam es Flandrinem thöricht und sündhaft vor, so aus reiner Befangenheit und Schwerfälligkeit im Gasthof zu sitzen und Dinge zu treiben, die sie ebensogut auch am Abend erledigen konnte, während Papa mit Willibald Menz Schach spielte. Die Sache kam zur Erörterung — und schon am vierten Tag ward ein völlig verändertes Arrangement getroffen. Flandrine sollte schon früh nach Herzenslust Umschau halten, und Willibald Menz würde auf diesen Streifzügen ihr Schutzherr und Führer sein.

Zuvörderst beschloß sie, die Peterskirche, der man vorgestern nachmittag einen ersten Besuch gemacht, noch einmal andächtig und in voller Gemütsruhe zu durchforschen. Man

begleitete also den Vater nach der Città Leonina, nahm an den Säulenreihen Berninis Abschied, und schritt über die Piazza, während Professor Crusius, die schwarzlederne Mappe unter dem Arm, nach der päpstlichen Bücherei hinanstieg.

Willibald Menz war glücklich, das freundlich verständige Mädchen so gleichsam als anvertrautes Gut zu geleiten. Mit jedem Augenblick, den er in ihrer Gesellschaft verbrachte, schien sie ihm einfacher, klarer, vornehmer und begehrenswerter. Die graubraunen Augen mit den langschattenden Wimpern leuchteten mehr und mehr im Ausdruck unendlicher Herzensgüte, ohne doch an Klugheit und Lebhaftigkeit einzubüßen.

Wohl eine Stunde lang verweilten sie so unter den machtvollen Wölbungen, bis Flandrine den Wunsch äußerte, hinauf in die Kuppel zu steigen. Nach allerlei Umständen fand sich ein Sakristan bereit, den Anschluß an fünf Rheinländer zu gestatten, die er jetzt eben hinaufführen wollte. Willibald und Flandrine hatten zwar keine Erlaubnisscheine, aber die Fürsprache des lebenswürdigen Oberhauptes der kleinen Gesellschaft, der auf Willibalbs höfliche Bitte sofort erklärte: „Ja, die Herrschaften da gehören zu uns!“ that in Verbindung mit dem Zehnfrankenstück, das Willibald springen ließ, zuletzt ihre Wirkung. Und die Wanderung begann.

Wiederholt machte Flandrine erschöpft Halt. So kolossal hatte sie sich — trotz aller Erfahrung, die sie drunten im Schiff der Kirche ja schon reichlich gesammelt — die Verhältnisse dieses gigantischen Bauwerks nicht vorgestellt.

Endlich betrat man die innere Galerie. Vom Rand ihrer umlaufenden Brüstung sah man staunend hinab in die blauschimmernde Tiefe. Das hundert Fuß hohe Tabernakel machte von hier aus den Eindruck eines Nürnberger Spielzeugs. Unwillkürlich faßte der junge Mann seine Begleiterin über dem Handgelenk, als müsse er sie von der schwächtigen

Balustrade zurückreißen. Ein flüchtiger Schwindel huschte ihm nebelgleich über die Augen, die sich sekundenlang schlossen. Dann ließ er Flandrinen rasch wieder los und bat um Entschuldigung.

Sie schien seine plötzliche Regung ganz begreiflich zu finden. Es sah in der That mehr als gefahrvoll aus — und nicht im entferntesten dachte sie an eine absichtliche Vertraulichkeit.

Willibald Menz atmete lebhafter. Sein furchtbarer, so unzähligemal geträumter Traum fiel ihm ein, — der Traum von dem gräßlichen Abstieg mit Richard von Enkenberg. Zu seiner höchsten Genugthuung nahm er wahr, daß er sich dieses Traums jetzt erinnern konnte ohne, wie noch vor kurzem, den Druck einer bohrenden Angst zu spüren. Die Heilung seines krankhaft erregten Gemüths hatte also unleugbar Fortschritte gemacht. Und wem verdankte er das? Nicht den wechselnden Bildern und Scenen der Südländsfahrt. Nicht der balsamischen Luft, die ihn seit Ueberschreitung der Alpen so mild und wunderthätig umschmeichelte. Auch nicht dem Verkehr mit dem lebenswürdigen, frohgemuten Professor, — obschon ihm dies alles ja außerordentlich wertvoll bedünkte: sondern zunächst und in erster Linie dem holden Geschöpf da, dessen warme, volltönige Stimme wie sanftrauschendes Ostergeläute zum Herzen drang; dessen beglückende, unsagbar herrliche Weiblichkeit ihn vom Weh des Vergangenen endgültig befreit und erlöst hatte.

Ja, endgültig! Er fühlte das mit unmittelbarer Gewißheit. Und was da an ihm lag, sollte geschehen, um sich die Nähe dieser Erlöserin auf Zeit seines Lebens zu sichern. Alle Welt hatte jetzt seine Schuldlosigkeit anerkannt. Vom König war diese wohlwollende Ansicht des Publikums durch den Akt der Begnadigung gleichsam besiegelt worden. Wenn nun auch noch Flandrine ihm liebevoll verzieh, was er zu beichten hatte und ihm die Hand zum ewigen Bund reichte:

dann war er ein sonniger, glücklicher Mensch für immer, und das Gestirn seiner Herzensruhe konnte nicht untergehen. Ohne sie — das war ihm in diesem Moment klar geworden — gab es für ihn keine Zukunft mehr. In seiner Brust rief es mit unwiderstehlicher Allgewalt: Ich liebe sie grenzenlos, und ich will sie zu eigen haben!

Fünfzehntes Kapitel.

Am folgenden Tag wanderte Menz mit Flandrine südwärts dem Forum zu. Auch hier war man schon etlichemal in Begleitung des Vaters gewesen. Etwas zerstreut musterte man die Säule des Phokas und den Saturnustempel, schlenderte über die Via Sacra zum Titusbogen und betrat schließlich das Kolosseum. Nach kurzem Umherschweifen setzte man sich in halber Höhe des Bauwerks auf einen ziegelgemauerten Block und schaute gedankenvoll über die weite Rotunde mit ihrer wehmütig-großartigen Trümmerumfriedigung.

Eine Zeitlang verharrten die beiden wortlos. Die römische Sonne streute verschwenderisch ihr flüssiges Gold über die stuckentblöpten Mauerreste, die einst Stufensitze für achtzigtausend Zuschauer getragen, und melancholisch ragte aus dieser Kirchhofsöde das ernste Symbol des sieghaften Christentums, das weltüberwindende Kreuz empor.

Nach einer Weile sah Willibald Menz seiner Begleiterin voll ins Gesicht.

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein, was mich eigentlich nach Italien führt?“

„Ich denke, Sie sind überarbeitet und wollen sich ausspannen?“

„Das vielleicht auch. Aber die erste Ursache liegt tiefer.“

Ich weiß nicht, ob Sie so viel Interesse an meinem Schicksal nehmen . . .“

„Sie werden ja beinahe feierlich.“

„Es ist auch feierlich, was mich in diesem Augenblicke bewegt. Sie und Ihr lieber Herr Vater haben mich freundliche Einblicke thun lassen in Ihre Existenz, die, soweit ich beurteilen kann, bis jetzt eitel Sonnenschein und Behagen gewesen ist. Bei mir liegen die Dinge anders. Ich habe Trübes erlebt, und ich halte es fast für eine Pflicht der Ehrlichkeit . . .“

Flandrine schaute verwundert auf.

„Ich hätte das gar nicht gedacht,“ sprach sie mit großer Einfachheit. „Sie sehen so klar und so friedlich aus.“

„O, wenn Sie wüßten . . . Darf ich ganz offen sein?“

„Erzählen Sie, was Ihnen gutdünkt. Meiner Teilnahme sind Sie gewiß.“

Und Willibald Menz erzählte. Kurz, aber packend und streng wahrheitsgemäß berichtete er, was sich seit jener Ballnacht im Saale der Fraternität ereignet hatte. Er schonte sich nicht. Doch malte er auch seine Reue, seine fortwährenden inneren Kämpfe und die hieraus folgende seelische Ueberreizung. Nur von der graufigen Anwandlung, die ihn zweimal so jählings heimgesucht hatte und von der schreckhaften Gehörshallucination sagte er nichts.

Flandrine hörte ihm lautlos zu. Aus ihren ruhig-ernsten Zügen war der Eindruck, den seine Erzählung machte, nicht abzulesen.

„So, mein gnädiges Fräulein,“ schloß er in sichtlich Aufregung, „das ist mein Bekenntnis. Ich weiß nicht, ob Sie für einen Mann, dem der Tod eines Mitmenschen zur Last fällt, noch Freundschaft empfinden können. Aber ich mußte Ihnen das alles mitteilen, selbst auf die Gefahr hin, von Stund' an Ihren Abscheu zu wecken.“

Flandrine atmete schwer und beklommen.

„Sie antworten nicht?“ murmelte Willibald.

„Was wollen Sie von mir hören? Daß ich die Sache leicht nehme? Sie, der Sie doch selber so schwer darunter gelitten haben, dürften das kaum voraussetzen.“

„Gewiß nicht, Flandrine!“ rief Willibald Menz bewegt. — Es war das erste Mal, daß er sie kurzweg beim Namen nannte. — „Aber das hat mir auch fern gelegen. Ich wollte nur hören, ob Sie trotz alledem . . . ob Sie im Stande wären . . .“

Sie unterbrach ihn.

„Ich sehe, Herr Menz, Sie leiden noch immer tief und nachhaltig, viel tiefer, als Sie mir einräumen. Es war unrecht von mir und grausam, daß ich dem ersten Instinkt nachgab. Das ist uns Menschen nun mal so eingepflanzt. Aber nun will ich doch auch die Vernunft und die Logik zum Wort kommen lassen. Nein, Herr Menz: Sie haben durchaus keine Ursache, auf so unverföhnliche Art mit sich ins Gericht zu gehen. Sie waren ganz zweifellos nicht der Veranlasser dieses Konflikts, und wie sich die Ehrbegriffe nun einmal gestaltet haben, blieb Ihnen kaum etwas anderes übrig als die Herausforderung. Daß Sie den Gegner, der Sie zu dieser Herausforderung zwang, zeichnen wollten, wie Sie sich ausdrücken, war wohl in Anbetracht Ihres Zornes entschuldbar. Der traurige Ausgang aber erscheint in der That nur als ein Unglücksfall. Und wenn Sie trotzdem sich innerlich schuldig fühlen, so haben Sie ja doch alles hundertfältig bereut und gebüßt. Es scheint mir jetzt Ihre Pflicht, unter die ganze traurige Angelegenheit einen kraftvollen Strich zu machen.“

Bei ihren mild-freundlichen Worten überkam es ihn wie unendliches Wohnegefühl. Sie hatte ihn losgesprochen! Nun sollte sie ihm das Glück ihrer Nähe, die so beseligend, so befreiend auf sein Gemüt wirkte, für alle Zeit seines Lebens gewährleisten. Er wußte es jetzt: auch sie hatte ihn lieb;

auch sie war heimlich davon durchdrungen, daß sie zusammengehörten.

Vorläufig war es dem Aufgeregten unmöglich, seine Empfindungen laut werden zu lassen. Es widerstrebte ihm, unmittelbar an die Erörterung seines Unglücks die Frage zu knüpfen, die über sein Glück entscheiden sollte. Was er da eben mit Flandrinen gesprochen, mußte erst vollständig verflungen sein, eh' er es wagen mochte, ihr von Liebe zu reden. Er dankte ihr also in leidenschaftlich-bewegten Worten, tauschte mit ihr einen warmblütigen Händedruck und erhob sich dann. Er spürte das heiße Verlangen, aus dieser schweigsam-trostlosen Umgebung herauszukommen ins lebendige Leben oder doch in die hellknospende, frühlingssrische Natur. So schweiften sie denn bis um die Mittagszeit — jetzt in der Richtung des Drususbogens, wo rechts und links üppig wucherndes Grün quoll, jetzt durch die Gärten des Mons Palatinus und nach dem Corso, wo es von Menschen und Wagen geradezu brandete. Sie sprachen nur wenig, aber sie schauten, dachten und träumten wohl desto mehr. Flandrine fragte sich wiederholt, weshalb ihm gerade so viel an ihrer Auffassung und Beurteilung liege. Und die Erklärung, zu der sie mit wachsender Bestimmtheit gelangte, goß ihr von Zeit zu Zeit ein flammendes Rot über das Antlitz.

Schzehntes Kapitel.

Am dreizehnten März erhielt der glückselige Willibald unter den Baumkronen der Villa Doria Pamphili von seiner holden Flandrine das Jawort. Er schritt neben dem freudestrahlenden Mädchen dahin wie von goldrosigen Nebeln umwallt. Es war ein tiefes, allumfassendes Wonnegefühl,

das ihn so über die Erdenwelt gleichsam hinaushob und ihm für Augenblicke die Sprache raubte; das traumhaft süße Bewußtsein, hier endlich gefunden zu haben, was er von Jugend auf in unklarer Sehnsucht rastlos erstrebt hatte. Im Angesichte der Peterskuppel, die aus duftiger Ferne violettfarbig herüberfah, nur die sanftauschenden Wipfel des uralten Parks zu Zeugen, gab Willibald ihr den ersten, inbrünstigen Kuß.

Spät heimgekehrt, setzte das Paar den Professor, der schon seit einer Viertelstunde voll Ungeduld wartete, pflichtschuldig von der Sache in Kenntnis und bat um seine väterliche Genehmigung. Professor Crusius schien nicht sonderlich überrascht, aber er freute sich aufrichtig. Der Mann hatte den jungen Gutsbesitzer, der jetzt mit so bescheidener Herzlichkeit um die Tochter warb, offenbar lieb gewonnen. Das zeigte sich schon in der Art, wie er dem künftigen Schwiegersohn kurz und bündig die Hände entgegenstreckte und ihn halb unter Scherzen, halb mit aufquellender Rührung umarmte.

Man fuhr alsbald nach dem Hotel de l'Europe, um dort in einer chambre séparée das Frühstück zu nehmen und die Verlobung bei einer Flasche Heidsieck würdig zu feiern.

„Reihen Sie mich keiner Unvorsichtigkeit,“ sagte Professor Crusius, als er die Gläser füllte. „Ich bin freilich ein deutscher Gelehrter, aber doch Menschenkenner genug, um Sie auch ohne weiterschichtige Erkundigung recht zu taxieren. Sprache Ihnen die Tüchtigkeit und die Ehrenhaftigkeit nicht so unverkennbar aus dem Gesicht, ich hätte mir doch wohl etwas Bedenkzeit ausgeben. Uebrigens hab' ich ein unbegrenztes Vertrauen zu meiner Flandrine, — und weibliches Feingefühl geht noch über männliche Intelligenz. Also mit Gott! Auf eine glückliche Zukunft! Herr Willibald Menz und seine liebe, herzige Braut — sie sollen hoch leben und dreimal hoch!“

Der perlende Sekt schäumte, die kostbaren Krystallschalen klirrten mit silbernem Ton widereinander, und Vater, Tochter und Schwiegerohn leerten die Gläser bis auf den letzten Tropfen.

Man frühstückte in der herrlichsten Stimmung. So flott und übersprudelnd hatte Willibald Menz den Professor noch nie gesehen. Der alte Heidelberger Student war in dem würdigen Hochschullehrer wieder lebendig geworden. Willibald selbst schien wie durchsonnt von himmlischer, unbeschreiblicher Fröhlichkeit. Von Zeit zu Zeit nahm er Flandrines Hand und schaute dem glückstrahlenden Mädchen voll brünstiger Dankbarkeit in die Augen.

„Das trifft sich ja ausgezeichnet,“ rief der Professor, als man die zweite Flasche entforckte. „Vorhin bei all dem Trubel hab' ich's vergessen. Aber nun meld' ich's euch. Meine Arbeit ist fertig. Wir können also jetzt ausführen, was wir so lang schon geplant haben: die Streifzüge ins Albanergebirge, — nach Frascati, Genzano, Rocca di Papa, und wie die glorreichen Nester alle heißen. Auch Neapel und Capri sollen durchschwärmt werden, daß uns die Sinne vergehen! Das lag ja wohl so wie so in Ihrem Programm? Vor dem neunten April brauch' ich in Straßburg nicht anzutreten. Und da 's ja nun doch aller Wahrscheinlichkeit nach zum letztenmal ist, daß ich mit meinem Kind reise, wollen wir das hübsche Beisammensein recht nach Möglichkeit ausnutzen.“

Flandrine stand auf und küßte ihn zärtlich auf Stirn und Wange.

Beim Dessert sprach man über den Tag der Hochzeit. Willibald Menz hatte auf nichts zu warten. Sein Wunsch war: sobald als möglich. Wenn die Mutter Flandrinens schon jetzt gewisse Vorbereitungen in Angriff nahm, konnte die Hochzeit spätestens Ende Mai stattfinden. Professor Crusius ward zwar bei dem Gedanken, so bald schon seine

Flandrine hergeben zu sollen, etwas elegisch, aber im Grunde fand er nichts Stichhaltiges gegen die Absicht Willibalds einzuwenden. Flandrine selbst war mit allem, was ihr Verlobter beschließen würde, im voraus einverstanden.

Noch vor Betreten des Hotel de l'Europe hatte man das frohe Ereignis telegraphisch nach Straßburg gemeldet. Als die drei nach beendetem Branzo nach Hause kamen, um einen Augenblick Rast zu halten, ehe sie den bedeutsamen Tag mit einer Fahrt vor die Porta di San Sebastiano abschlossen, fanden sie eine reizende Glückwunschdepesche, die das glückselige Mädchen beinah' zu Thränen rührte. Noch an demselbigen Abend schrieb sie einen ausführlichen Brief, der voll war von jenen scheinbar so unwichtigen und für die liebende Mutter doch so wertvollen Einzelheiten und Nebensachen. Erst eine Stunde nach Mitternacht ging sie zu Bette.

Das waren nun Wochen von überschwenglicher Herrlichkeit, die Willibald Menz mit seiner Flandrine und dem prächtigen Schwiegerpapa unter dem blauen Südländshimmel bis zur Heimkehr nach Deutschland verlebte. Besonders am Golf von Neapel. Seit Jahrzehnten hatte Italien keinen so frühzeitigen Frühling gesehen. An den Hängen des Posilipp flammten die Anemonen; die Beete der Chiaja blühten in allen Farben; die Feigenbäume sogar auf den Höhen Sorrents prangten im vollsaftigsten Grün. Es fielen zwar in die Zeit bis Anfang April fünf Regentage, aber auch diese waren im Angesichte des tiefblauen Meeres und der knospenden Vegetation von unsagbarem Reiz, zumal nur zwei davon unmittelbar aufeinander folgten. Man verbrachte sie theils in dem Nationalmuseum, dessen Kunstschätze und kulturhistorische Merkwürdigkeiten so einzig in ihrer Art sind, theils auf der glasüberdachten Hotelveranda, wo man den Blick auf den Hafen und die weißbrandende Flut hatte. Und wenn dann Willibald mit schweifendem Auge

der Furche eines transatlantischen Dampfers nachschaute, bis Schiff und Spur sich im bläulichen Dunst verloren, dann stimmte ihn dieses qualmende Regenbild nicht trübselig, sondern er fühlte im Gegenteil mit verdoppelter Lebhaftigkeit, wie geborgen er war, wie geschützt gegen alle Stürme und Wettergüsse des Daseins. Neben ihm saß ja Flandrine, sein guter Engel.

Siebzehntes Kapitel.

Am fünften April morgens in aller Frühe trat man die Rückfahrt an. Willibald Menz durfte getrost diese Abkürzung seiner ursprünglich für länger geplanten Reisezeit wagen, zumal er sich vorgesetzt, die ersten drei Monate nach der Verheiratung in Tirol und der Schweiz zu verbringen. Es handelte sich also nicht um ein Aufgeben seiner Erholungskur, sondern nur um eine mehrwöchige Unterbrechung. Und eigentlich hatte er ja diese Kur überhaupt nicht mehr nötig. Es war ihm so frisch und so vollkräftig ums Herz, wie seit lange nicht. Keine Spur von Nervosität; kein Anflug mehr an die Gemütsbewegungen der Vergangenheit.

Wie bei der Herfahrt nahm man auch diesmal den Weg über den Gotthard und machte Station in Luzern. Der Zufall wollte, daß Willibald Menz dort eine Nachricht empfing, die geeignet war, ihm auch die letzte Beklemmung für immer hinwegzuschleichen. Eine Sendung aus Oberloßberg, die er sich postlagernd hierher bestellt hatte, enthielt die Verlobungsanzeige Meta von Gasnys. Die Anzeige war nicht an ihn selbst adressiert, sondern an den Assessor Hugo von Steub, der, wie er schrieb, mit dem Bräutigam

weitläufig verwandt war und die Vermutung aussprach, Willibald Menz werde sich für die Angelegenheit interessieren.

Also auch sie hatte verwunden! Auch sie hatte mit dem, was gewesen war, endgültig abgerechnet! Willibald Menz brauchte sich nicht mehr ihres vergrämten Angesichts zu erinnern und sich den Vorwurf zu machen, ihr Lebensglück für immer zerstört zu haben!

Er jubelte hell auf. Flandrine Crusius erschien ihm jetzt, wenn es möglich war, noch schöner, holder und wonnefamer. Als er am Abend nach Empfang dieses Briefes ihr gute Nacht sagte, küßte er sie so heiß und stürmisch, daß er selbst über seine Tollheit erschrak. Aber er sagte nichts.

Von Luzern ging es nach Straßburg. Willibald Menz wollte vor allem die Mutter und die Geschwister seiner Flandrine kennen lernen und sich zu diesem Behuf ein paar Tage dort aufhalten.

Willibald Menz staunte über die große Jugendlichkeit seiner zukünftigen Schwiegermama; wie ihm denn überhaupt das ganze Familienleben im Hause des Professors den Eindruck kernhafter Gesundheit machte. Frau Helene hatte sich, wie sie ihm freimütig bekannte, inzwischen eifrig bemüht, näheres über den künftigen Schwiegersohn in Erfahrung zu bringen. Väter in ihrem Größenwahn als scharfblickende Geister halten das oft für überflüssig. Frauen aber wissen doch gern bis in die kleinsten Züge, wes Geistes Kind der Mann ist, dem sie ihr teuerstes Kleinod auf Lebenszeit anvertrauen sollen.

„Sie dürfen mir das nicht übelnehmen, Herr Schwiegersohn,“ sagte sie schalkhaft. „Da Flandrine mir schrieb, daß Sie vornehmlich in Dresden verkehrt haben, so bin ich so frei gewesen, meine Pensionsfreundin Alma Sebottendorff um Auskunft zu bitten.“

„Die Frau des Ministerialrats?“

„Dieselbe. Wir waren als Backfische zusammen in Brüssel bei Madame Lagrève. Nun, Frau Sebottendorff kennt Sie ja zufälligerweise persönlich . . .“

„Gewiß. Und sie hat mich stets mit besonderem Wohlwollen beurteilt. Ich brauche da wohl nicht bange zu sein . . .“

„Wollen Sie ihren Brief lesen?“

„Wenn Sie der Meinung sind, daß ich gut daran thue . . .?“ lächelte Willibald Menz betreten. Der Einfall der übermütigen Frau kam ihm doch recht überraschend.

„Warum nicht?“ sagte Frau Crusius. „So etwas fördert die Selbsterkenntnis.“

Mit diesen Worten erhob sie sich, ging in das Nebenzimmer und öffnete ihren Schreibtisch.

„Da, Flandrine, lies vor! Das macht sich noch besser und eindringlicher. Ich bin dann auch sicher, daß Herr Menz nichts übersieht.“

„Aber ich bitte!“ sagte er halblaut.

„Na, Gott, werden Sie nur mal ein bißchen rot! Das macht nichts, — und im Grund Ihres Herzens freut Sie's ja doch, wenn Sie so hören, wie man Sie meuchlings herausstreicht!“

Flandrine las:

„Liebste Helene! Auf Deine Anfrage, die heute früh mit dem ersten Umgang in meine Hände gelangt ist, antworte ich mit gewohnter Promptheit. Und zwar spreche ich Dir zunächst meine allerherzlichsten Glückwünsche aus. Du darfst Dir zu diesem Schwiegersohn gratulieren. Er ist klug, tapfer und tüchtig, ein hübscher, liebenswürdiger Mensch von guten Manieren, sehr wohlhabend und ein durchaus ehrenwerter Charakter. Was ihm hier in den Augen zahlreicher junger Damen eine besondere Gloriole verleiht, ist sein schneidiges, ruhiges und taktvolles Auftreten im Konflikte mit einem Gegner, der ihn auf geradezu skandalöse Art be-

leidigt hat. Das aus besagter Injurie hervorgegangene Pistolenduell hat leider Gottes einen sehr unglücklichen Ausgang genommen, den sich Herr Menz eine Zeitlang schwer zu Gemüt zog, obwohl das beklagenswerte Ergebnis durchaus nicht in seiner Absicht lag. Dieses nachhaltige, tief-ernste Bedauern macht seinem Herzen doch alle Ehre. Jedenfalls besitzt er heute erst recht die Sympathieen der Feinfühligten und Verständnisvollen. Was die Familie betrifft — —“

Und nun folgten noch einige gleichgültige Angaben, die Flandrine auf einen Wink ihrer Mutter sehr bereitwillig abbrach.

Das Rotwerden, auf das Frau Helene gewartet hatte, war nicht bei Willibald Menz eingetreten, sondern bei seiner Braut. Das Vorlesen dieses vertraulichen Briefes hatte ihr an und für sich stark widerstrebt. Besonders peinlich aber empfand sie die Thatsache, daß sie um dieses Duell schon wußte, ohne doch ihren Eltern davon geredet zu haben. Sie war zu ehrlich, um jetzt die Erstaunte zu spielen, sagte also kein Wort und blickte nur glühenden Angesichtes zu Boden. Willibald Menz aber hatte aus diesem volltönigen Lobeshymnus nur das eine herausgehört: daß eine wirkliche Lady von der einwandfreien Gesinnung der Ministerialrätin jenen traurigen Vorfall, der ihm so qualvolle Stunden bereitet hatte, für ein Begebnis ohne weiteren Belang hielt. Das war ja beinah' wie eine letzte Freisprechung vor seinem eigenen überzarten Gewissen. Das erfüllte ihn mit einer Sicherheit des Empfindens, die er seit Monaten nicht gekannt hatte. Mehr noch: aus dem ganzen Gebaren der Frau Professorin, die doch gewiß nichts Erzentrisches oder gar Herzloses hatte, war zu entnehmen, daß sie nicht nur die Auffassung ihrer Pensionsfreundin teilte, sondern auch fest überzeugt war, die trübe Affaire sei für Willibald Menz vollständig abgethan. Und sogar der Professor, dieser ausgesprochene

Gemütsmensch, sagte kein Wort des Bedenkens oder des Vorwurfs, sondern nickte nur still vor sich hin und steckte sich eine frische Cigarre an.

Willibald Menz ging jetzt mit sich selbst ins Gericht. Aber nicht, wie vor Zeiten, gegen die Mißgriffe seiner Moral, sondern gegen die Mißgriffe seiner Logik. Wie hatte sich ihm das ruhige, gesunde Urteil nur so auffällig trüben können? Es war ja lächerlich . . .! Er hatte im ehrlichen Zweikampf, der ihm gewaltsam aufgedrängt worden war, seinen Gegner getötet — noch dazu unabsichtlich — und war dann monatelang von Stimmungen heimgesucht worden, wie ein schwachnerviges Mädchen im Dunkeln! Unerhört! Die frische, fröhliche Brutalität des Doon de Mayence fiel ihm ein, der den Pförtner einfach zu Boden schlägt, nur weil ihm der arme Tropf eine unehrerbietige Antwort gibt. War diese schnöde Mißachtung des Menschenlebens zu roh und zu bärenmäßig, so ging die Sentimentalität unserer modernen Kultur gleichfalls zu weit. Er, Willibald Menz, hatte als pflichttreuer Kavaliere gehandelt; für den Ehrenkoder der Zeitgenossen und für die Launen des Zufalls war er durchaus nicht verantwortlich.

Flandrine Crusius ahnte nicht, was in Willibald vorging; wie sein Troß und sein mannhaftes Selbstgefühl wuchs und aufblühte. Sie glaubte ihn schonen zu müssen. Und mit großer Geschicklichkeit lenkte sie das Gespräch ab.

Achtzehntes Kapitel.

Am fünfzehnten April abends nahm Willibald Menz von seiner Braut Abschied. Er hatte daheim doch gar mancherlei für die demnächstige Uebersiedelung der jungen

Schloßherrin einzurichten. Auch wollte er keine Zeit mehr verlieren, um die erforderlichen Papiere in Ordnung zu bringen und das Aufgebot zu veranlassen.

Den achtzehnten und neunzehnten des Monats verbrachte er zu solchem Behuf in Dresden. Bei dieser Gelegenheit verhandelte er mit seinem Bankier und mit seinem Rechtsanwalt, der ihm neuerdings einen Prozeß gegen die Dorfgemeinde Großhartha führte. Zuletzt stellte er sich — mehr in Erfüllung einer Höflichkeitsforderung als weil er es etwa für nötig hielt — dem Hofrat Michaelis vor. Der liebenswürdige Arzt sollte sich doch persönlich von dem günstigen Resultat der angeordneten Reise- und Zerstreuungsfur überzeugen.

Hofrat Michaelis empfing seinen ehemaligen Patienten mit unverkennbarer Genugthuung. Willibald Menz sah brillant aus. Keine Spur mehr von jener Schloffheit in den Gesichtszügen, die den Arzt damals so befremdet hatte. Auch der Blick schien wieder ganz ruhig und gesammelt. Michaelis unterhielt sich mit Willibald Menz wohl eine Viertelstunde lang. Wiederholt nickte er äußerst befriedigt. Diese Befriedigung erreichte den Höhepunkt, als Willibald Menz von seiner Verlobung, als der schönsten und wichtigsten Folge seiner Erholungstour, sprach.

„Ich wünsche von Herzen Glück,“ sagte der Hofrat. „Zunächst als Mensch, dann aber auch als Arzt. Eine Lebensgefährtin — und noch dazu von so echt weiblichem Temperament — das konnte sich gar nicht günstiger für Sie treffen. Ihr größter Feind war das Alleinsein. Vor diesem Feind sind Sie nun also geschützt. Ich setze voraus, daß Sie vor Sommer noch heiraten? Was?“

„Künftigen Monat.“

„Nun sehen Sie! Das ist ja die schönste Zeit für eine längere Villeggiatur! Borerst vielleicht ein paar Wochen Mitteldeutschland — ozonreiche Waldluft, Riesengebirge,

Harz oder so was. Dann etwas Höhenklima. Ich würde das doch für empfehlenswert halten, obschon Sie ja ganz famos wiederhergestellt sind. Es schadet nie, wenn man die Nachkur möglichst weit ausdehnt.“

Willibald Menz hörte jetzt kaum noch hin. Seine lebhafteste Einbildungskraft war den Ereignissen schon vorausgeeilt. Er sah sich an der Seite Flandrinens stumm vor Seligkeit in die nächtlich träumende Sommerlandschaft hinausfahren, allein im Coupé, Hand in Hand mit dem Glück seines Lebens. Ein trunkenes Wonnegefühl übermannte ihn. Er dankte dem Hofrat in unzusammenhängenden Worten. Doktor Michaelis wünschte ihm alles Gute und bat ihn, etwa im Juli einmal kurz zu berichten, wie ihm die Höhenluft anschlage, da sich auch Wirkungen zeigen könnten, die mehr auf die Zweckmäßigkeit eines kräftigen Seebades hinwiesen. Wahrscheinlich sei das zwar nicht, — aber für alle Fälle . . .

Willibald Menz versprach das, drückte dem Arzt nochmals die Hand und entfernte sich. Das Herz schwoll ihm vor aufquellender Lebenslust. In dem halbdämmrigen, fensterverhangenen Sprechzimmer hätte er's länger nicht ausgehalten.

Er machte noch etliche Einkäufe, meist Geschenke für seine Braut, packte in aller Hast und fuhr dann zum Hauptbahnhof. Den alten Schulfreund Doktor Gesenius hatte er diesmal nicht aufgesucht. Gegen alle Gewohnheit. Doch eine unüberwindliche Scheu hielt ihn davon zurück. Er wollte jetzt mit dem glücklich verwundenen Geist nichts zu thun haben, und Doktor Gesenius verkörperte doch diese Vergangenheit mehr als irgendwer sonst.

Mit dem letzten Zug traf Willibald Menz in Oberloßberg ein. Der graubärtige Koll, der ein wenig kutschierte, war mit dem kleinen Jagdwagen zur Stelle. Die Fahrt ging um das schlafende Dorf herum, auf dessen Ziegeldächern

der abnehmende Mond glänzte. Die Nebel am Erlenbach und die weißschimmernden Wiesengründe machten den Eindruck frostiger Unheimlichkeit. Willibald Menz aber hatte dafür keine Empfindung. Er hüllte sich warm und behaglich in seinen faltigen Hohenzollernmantel und atmete mit wachsendem Hochgefühl die kaltfeuchte Nachtluft, ohne sich durch die Reden des Dieners, der ab und zu eine Bemerkung hinwarf, in seiner wohligen Selbstschau unterbrechen zu lassen. Er sah und hörte nur eins: die Zukunft, die ihm gleichbedeutend war mit Flandrine.

Neunzehntes Kapitel.

Zu Haus angekommen, fand Willibald Menz alles erleuchtet. Frau Blöhm begrüßte ihn wie eine Festjungfrau den heimkehrenden Fürsten. Im Speisegemach stand ein wohlhergerichteter Imbiß. Willibald aß und trank mit ausgezeichnetem Appetit, obgleich es schon stark auf zwölf ging. Frau Blöhm mußte sich zu ihm setzen und ein Glas Ungsteiner mittrinken. Er war mindestens neun Stunden lang auf den Beinen gewesen und verspürte doch nicht die leiseste Müdigkeit. Unablässig sprach er von seiner Braut, von den herrlichen Tagen in Rom und Neapel, von den reizenden Schwiegereltern und der neuen kostbaren Einrichtung der beiden Südzimmer, die das besondere Heiligtum der jungen Schloßherrin sein würden.

„Natürlich — das wollt' ich noch sagen, liebe Frau Blöhm: Sie bleiben doch bei uns? Der alte Noll hat mir was angedeutet, als hätten Sie Absichten, demnächst Ihrer Wege zu gehen. Sei'n Sie nur ganz still! Ich kenne das. Keimende Eifersucht! Man redet sich vor, das tauge nichts;

man sei ja nun doch überflüssig, etcet'ra, etcet'ra, während in Wahrheit . . . Ach, was! Lernen Sie meinen Schatz nur erst einmal kennen. Und zu thun gibt es ja doch weiß Gott übergenug . . . Wir sprechen darüber . . .“

Frau Blöhm war gerührt. In so goldrosiger Laune hatte sie Herrn Menz lange nicht gesehen. Sie nahm sich vor, die Entwicklung der Dinge wenigstens abzuwarten. Das mußte ja in der That ein lebenswürdig holdes Geschöpf sein, das den sonst so zurückhaltenden Mann derart aus sich heraustreten ließ.

Vom Tische aufstehend, begab sich Willibald Menz in sein Arbeitszimmer und packte dort die Geburtstagsgeschenke für seine Braut aus. Am ersten Mai wurde Flandrine neunzehn Jahre alt. Er setzte sich unter die Hängelampe und ließ die kostbaren Festgaben in stiller Genugthuung durch seine Hände gleiten. Es war ein prachtvoller Spitzenfächer und ein mattgoldenes, perlenbesetztes Armband. Willibald Menz spielte damit wie ein lachender Schulknabe. Er versuchte das Armband anzulegen, was nicht gelang, hielt es nach allen Richtungen gegen das Licht und barg es dann wieder vorsichtig in dem hochrot ausgeschlagenen Etui. Den Fächer klappte er in der Weise einer kokettierenden Balldame auf und zu und freute sich kindisch an dem flirrenden Glanz der Perlmutterstäbe und ihrer silbernen Einlagearabesken.

Zuletzt verfiel er aufs Reimen. Er schrieb zu dem Fächer sowohl wie zu dem Armband ein paar heißblütige Strophen, die vom Standpunkt des Dilettanten gar nicht so übel waren. Willibald Menz hatte niemals im Leben — auch nicht als Oberprimaner — lyrisch gesündigt. Jetzt quollen ihm diese Rhythmen hervor wie von selbst und erregten sein Staunen über die göttlich freie, glückselige Stimmung, die so im stande war, einen prosaischen Landwirt für Augenblicke in einen Rivalen Rückerts, Geibels und Theodor Storms zu verwandeln.

Willibald Menz legte die beiden Gedichte in seine Löffelblattmappe. Das nonum prematur in annum schwebte ihm vor. Eh' er die Verse ins reine schrieb, wollte er hie und da noch eine Kleinigkeit bessern. Und heute war's auch schon gar so spät. Dreiviertel auf eins.

Er trat in die Mitte des Zimmers. Die Thür nach dem Eßzimmer stand offen; desgleichen die Thür jenseits, die von dem Eßzimmer nach dem ersten Salon führte. Alle drei Zimmer waren erleuchtet.

Willibald Menz hatte bei diesem Anblick urplötzlich ein räthselhaftes, unangenehmes Gefühl. Er entsann sich mit großer Lebhaftigkeit der slavischen Sage von dem Mittagsgespens, das — im Gegensatz zu den Nachtgeistern des deutschen Volksglaubens — in sengender, brütender Mittagsglut umgeht, wenn alles rings unter dem Drucke des Sonnenbrandes erstarrt und erstorben erscheint. Wie der Schauplatz dieses verwüstenden Mittagsgespens kam ihm jetzt die schweigsame Zimmerflucht im Lichte der unmerklich flackernden Lampen vor. Und nun glaubte er auch ein Singen und Schwirren zu hören, ähnlich dem unheimlichen Zirpen der Grillen, von dem man nicht weiß, aus welcher Richtung es klingt, und ob es fern oder nah ist. Hochsommerstimmung, öde, schaurige Hochsommerstimmung . . . Der Odem des Mittagsgespens in tiefster Nachtstunde . . .

Das Schwirren und Singen wuchs und schwoll, ohne doch lauter zu werden. Zwischendurch tönte es nun auch matt und gebrochen, als zankte sich eine Anzahl von Menschen hinter schalldämpfendem Mauerwerk. Und dann mit einemmal vernahm Willibald Menz unmittelbar neben sich ein Stöhnen und Raunen, das zuletzt in den halblaut gemurmelten Worten gipfelte: „Es geht nicht! Es geht nicht!“

Willibald Menz rührte sich nicht. Die Kniee schmerzten ihn wie nach einem heftigen Sturz. Bei jedem dritten Schlag setzte sein Herz aus. Er hatte die Stimme des

Toten erkannt, die unversöhnliche Stimme Richards von Enfenberg.

Nun mußte er auch, daß es keine krankhafte Erregung der Nerven, sondern unleugbare, nicht aus der Welt zu schaffende Thatsache war. Seine eigene frühere Auffassung, die Erklärung des Arztes, die Heilversuche — alles erschien ihm jetzt im Licht einer unermesslichen Thorheit. Wie konnte man heilen wollen, was nur der Wiederhall einer geheimnisvollen, gräßlichen Wirklichkeit war? Es gab in Wahrheit unzerreißbare Ketten zwischen dem Diesseits und Jenseits; es gab ein Recht, das nicht mit sich paktieren ließ; ein Drang nach Sühne bis über das Grab hinaus. Er fühlte es: der Geist des Verstorbenen rührte ihm als wehender Hauch an die wildpochende Stirn und dorrt ihm die halbgeöffneten Lippen aus. Und da klang auch schon wieder die grauig murmelnde Stimme, — so unverkennbar, so deutlich, daß Willibald Menz diesmal den Bann seiner Lähmung brach und sich rasch umwandte. Ein Schatten ohne Gestalt schien sich nebelhaft nach dem Fenster zu flüchten und dort in blaßschimmerndem Grau zu zerfließen.

„Es geht nicht!“ Was ging nicht? Willibald Menz brauchte nicht über die Antwort nachzusinnen. Es ging nicht, daß er mit einer unsühnbaren Schuld auf der Seele den Traum einer glücklichen Zukunft träumte. Es ging nicht, daß er Hlandrine, das fromme, engelgleiche Geschöpf, in dies verfemte Haus führte, dem der Ermordete keine Ruhe ließ.

Eine ungeheure, wilde Verzweiflung ergriff ihn. Er wankte zum Diwan. Nechzend warf er sich über die Polster und raufte sich mit den gekrallten Fingern das Haar. Der Tote aber ließ ihn nicht los. Die halblaute Geisterstimme erzählte ihm Furchterliches. Und Willibald Menz glaubte jetzt auch das Antlitz zu sehen, dem diese unzusammenhängenden Worte entquollen, ein trauriges, bleiches, blut-

überströmtes Antlitz, im Auge die todbringende Kugel, den Mund verzerrt im letzten qualvollen Kampfe.

„Es geht nicht!“ Und immer wieder: „Es geht nicht!“ — „Auch mein jungfrisches Leben war ja so reich an Hoffnung und keimender Seligkeit. Um einer Thorheit willen hast du es ausgelöscht. Aber im Grabe noch hab' ich den Schwur geleistet: ich lasse dich nicht. Weißt du noch, der senkrechte Abstieg? Und das tückische Seil, das dich mit in den Abgrund reißt? Du siehst doch, daß wir beide fest miteinander verstrickt sind. Ich zerre dich nach, — da hilft kein Sträuben und Beten!“

Willibald zuckte nicht mehr. In halber Bewußtlosigkeit umflammerte er das Armkissen des Divans. Da quoll es ihm siedend heiß über den Rücken herauf. Ein geller Schrei. Nun stand er auf beiden Füßen. Die Hand des Toten hatte sich ihm wie besitzergreifend bleischwer auf den Nacken gelegt.

Willibald Menz wankte nach seinem Schreibtisch. Er setzte sich an den nämlichen Platz unter die Hängelampe, wo er vor kurzem noch so glücklich mit dem Spitzenfächer und dem perlengeschmückten Armband gespielt hatte. Süße, einzig geliebte Flandrine! Die goldenen Zukunftspläne, die er geschmiedet, kamen ihm vor wie ein sündhafter Hohn auf die Gerechtigkeit Gottes.

Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden. Dieser Wahrspruch klang ihm jetzt durch die Brust wie dröhnender Glockenton. Die gefolterte Seele kannte nur noch den einen Wunsch: Ruhe! Entsühnung! Gnade! Der Zusammenhang der Geschehnisse ging ihm völlig verloren.

Gegen zwei Uhr pochte der Diener, der sich ausnahmsweise noch nicht gelegt, sondern im Vorzimmer die Zeitung studiert hatte, worüber der Schlaf ihn packte. Noll fragte bescheidenlich, ob denn der gnädige Herr nicht zu Bett wolle. Menz winkte ihm ab.

„Geh'n Sie nur! Oder nein: bleiben Sie auf! Ich habe . . . Ich werde Sie rufen.“

Dann beugte er sich wieder auf seine Schreibmappe. Die Stahlfeder glitt mit unglaublicher Schnelligkeit über das lichtgelbe Postpapier. Es war eine umständliche Darlegung, fast ein selbstbiographisches Dokument. Er kannte jetzt keine Müdigkeit. Zehn, fünfzehn, zwanzig Seiten. Die Uhr schlug halb vier. Da setzte er mit einem tief-schmerzlichen Seufzer den Tag darunter, und dann in großen, fernigen Zügen die Unterschied: Willibald Menz.

Eine Weile saß er dann wie verträumt. Endlich nahm er ein großes Couvert, steckte die fünf Bogen sorgsam gefaltet hinein und schrieb die Adresse.

„Noll!“ rief er mit fester Stimme.

Der Diener kam, todmüde und offenbar etwas verstimmt.

„Noll,“ sprach Willibald Menz, ohne von dieser Verstimmung Notiz zu nehmen, „morgen schlaf' ich voraussichtlich bis hoch in den Tag hinein. Dieser Einschreibebrief aber eilt. Bitte, besorgen Sie ihn ja rechtzeitig zum ersten Postzug.“

„Zu Befehl!“ sagte der Diener und nahm den Brief in Empfang. Im Weggehen las er halblaut: „Herrn Professor Max Crusius, Straßburg im Elsaß.“

Schon in der Thür wandte er nochmals den Kopf.

„Soll ich die Lampen löschen?“

„Nein. Das besorg' ich schon selbst. Ich hab' hier noch allerlei wegzuräumen. Sie können sich ruhig legen.“

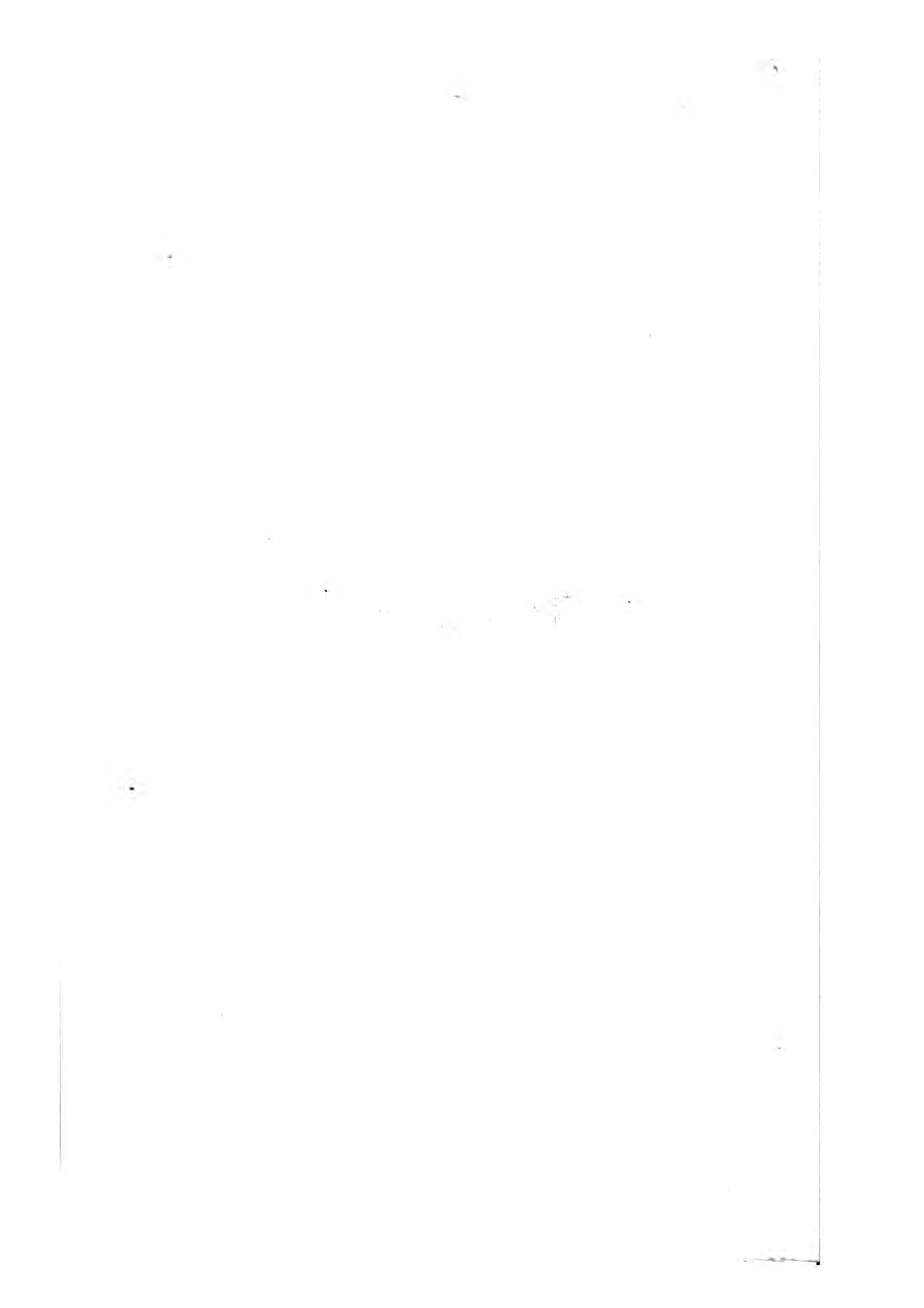
Willibald Menz schrieb wohl noch eine Viertelstunde lang. Dann erhob er sich rasch. Das Schriftstück, das er gesiegelt unter den Briefbeschwerer schob, war an Frau Plöhm gerichtet. Im wesentlichen enthielt es Dinge rein geschäftlicher Art. Willibald Menz liebte die Ordnung.

Nun begab er sich, in der Hand eine Kerze, über den Korridor in sein Ankleidezimmer, wo er sich einschloß. Was

er in diesen letzten Minuten gedacht, gefühlt und gekämpft hat, wird ewig Geheimnis bleiben. Nach Verlauf einer Stunde frachte ein Schuß. Als man die Thür erbrach, fand man den Unglücklichen leblos in seinem Blute. Die Hand umflammerte noch den schweren sechsläufigen Revolver. Die Kugel war durch das rechte Auge tief ins Gehirn gedrungen.

Draußen aber flammte der aufsteigende Tag, und die junge Aprilsonne goß ihr goldwarmes Licht verschwenderisch über die sprießenden Felder. In den reichblühenden Obstbäumen sangen die Vögel, und blau und schimmernd wie je grüßte die ferne Gebirgskette über das Tannicht herüber.

Favafluten.



Erstes Kapitel.

Vor einem rebenumrankten Landhause oberhalb Torre del Greco, der betriebsamen Golfstadt, saß ein junges Weib in der schmucken Tracht der Winzerinnen und wiegte ein zweijähriges Kind auf den Knien. Der Knabe, von der lauen Frühlingsluft und dem rastlosen Umhertändeln ermüdet, war eingeschlafen. Ueber den südländisch angedunkelten Zügen seines Gesichtchens lag der Ausdruck des tiefsten, feligen Friedens. Die Mutter dagegen blickte ernst und nachdenklich in die hereinsinkende Dämmerung. Ihre fest aufeinander gepreßten Lippen verrieten einen geheimen Widerstreit der Gefühle, der mit der wohligen Ruhe des kleinen Schläfers sonderbar kontrastierte.

Jetzt horchte sie auf. In der Bigne, die sich rückwärts an das Haus lehnte, erschallten Schritte. Gleich darauf drehte sich das tannengezimmerte Pförtchen in den Angeln. Ein stattlicher junger Mann von einigen zwanzig Jahren trat auf die Winzerin zu und bot ihr den Abendgruß.

Sie schien von dem seltsam bebenden Ton seiner Stimme wenig erbaut zu sein. Einige Sekunden lang schaute sie ihm mit sorgenvoller Miene ins Antlitz. Dann lehnte sie das Haupt schweigend wider die kalkbeworfene Mauer des Hauses.

„Ich hab' dich erschreckt, Giovanna?“ fragte der Ankömmling, noch einen Schritt näher tretend.

Die junge Frau antwortete nicht. Mit der rechten Hand strich sie sanft über das lockige Haar ihres Kindes. Die linke hatte sie schlaff in den Schoß gelegt. Ihre ganze Erscheinung machte den Eindruck der Müdigkeit, der seelischen Abspannung.

„Was hab' ich verbrochen,“ begann der Fragende von neuem, „daß du mich so schnöde und lieblos behandelst? Geh, bring' deinen Knaben zu Bett — ich habe mit dir zu reden.“

Giovanna beugte sich hernieder und küßte dem schlummernden Kinde die Wangen.

„Was willst du von mir?“ sagte sie dann im Tone der höchsten Seelenangst. „Warum bleibst du nicht in Castellamare bei den andern? Mußt du mich ewig verfolgen?“

„Du hast nichts zu befürchten!“ versetzte er düster. „Vor Mitternacht wird Antonio schwerlich zurückkehren. Er wähnt mich in Portici.“

„Tommaso,“ stammelte die junge Frau nach einer Pause, „wenn es wahr ist, was du mir gegen alles göttliche und menschliche Recht zu gestehen wagst, wenn du mich wirklich liebst . . .“

„Mehr als mein Leben!“ rief Tommaso, indem er voll Leidenschaft ihre Hand faßte. „Du weißt es, Giovanna, du fühlst es . . .“

Sie entzog sich errötend seinem Griffe. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Du hältst mich für ein verworfenes Weib, Tommaso! Du verachtest mich!“

„Ich dich verachten! Gott ist mein Zeuge, daß du mir heilig bist wie die gnadenreiche Madonna! Aber ich habe ein Recht, dich zu lieben, ein Recht, das alle Ansprüche deines Mannes tausendfach aufwiegt!“

Die junge Frau zuckte zusammen.

„Ich weiß alles,“ fuhr Tommaso fort. „Er hat uns betrogen, wie je ein Schurke zwei leichtgläubige Herzen be-

trog. Bei Gott dem Allmächtigen, wenn solch eine Ehe unverleglich ist, dann ist die Weihe des Sacraments ein Freibrief für die schönste Bosheit und Niedertracht!“

In diesem Augenblick erwachte der kleine Felice. Es war völlig Nacht geworden. Das blasse Licht der Mondfichel, die mild flimmernd über dem Capo Miseno stand, verlieh der Scenerie etwas Traumhaftes. Das Kind begann zu weinen.

„Trag den Kleinen hinein!“ wiederholte Tommaso. „Es wird kühl hier draußen, und die Düfte der Orangen betäuben ihn. Ich will hier warten, bis er wieder einschlämmt ist. Du mußt heute mich anhören — heut' oder nie!“

Giovanna gehorchte schweigend. Es lag etwas Gebieterisches in dem Wesen des jungen Mannes, ein Zug unwiderstehlicher Ueberlegenheit, vor dem die schwache weibliche Seele zusammenschauerte wie der Vogel vor der Klapperschlange.

Sie preßte das Kind leidenschaftlich an ihr hochklopfendes Herz und verschwand im Innern des Hauses, während Tommaso auf der leer gelassenen Bank unter dem üppig wuchernden Weinstock Platz nahm und stumm die Arme über der Brust kreuzte.

Der Abend war herrlich. Das Meer, dessen Flut man wie eine tiefblaue Wolkenwand über den Dächern der Stadt erblickte, brandete nur unmerklich wider das sanftgebuchtete Ufer. Von der Marine her tönten fröhliche Fischer- gesänge herauf. Die Lichter Neapels glänzten von der Chiaja herüber wie funkelnde Seeperlen. Ueber der ganzen Natur lag der geheimnisvolle Reiz des beginnenden Früh- lings, — jenes unsichtbare Wogen und Schwellen, das alle Adern durchrieselt und in der Menschenbrust die Sehnsucht erweckt, wie es am Zweig die Knospe, am Stengel die Blüte erzeugt.

Tommaso starrte finster vor sich hin. Das wundervolle Schauspiel der klaren Aprilnacht schien ihn zu peinigen. Er versank in eine trübselige Apathie, aus der ihn erst die Rückkehr Giovannas wieder emporschreckte.

„Deut' es nicht falsch, Tommaso,“ flüsterte sie verstört, „wenn ich es über mich gewinne, dich anzuhören . . . Ich bin ernstlich mit mir zu Räte gegangen, ob ich das Haus nicht schließen und dich im Freien belassen sollte. . . .“

„Ich würde die Thür gesprengt oder das erste beste Fenster erklettert haben,“ versetzte Tommaso. „Ich will und muß dich über die Lage der Dinge aufklären, und kostete es mein Leben!“

Giovanna ließ sich zögernd an seiner Seite nieder. Nach einer Weile begann er mit seltsamer Feierlichkeit:

„Ich sprach gestern deine Freundin Carlotta. Sie hat mir den letzten Zweifel benommen . . .“

Giovanna erbleichte.

„O, ich habe es längst geahnt,“ fuhr Tommaso fort . . . „War es denn anders möglich? Konntest du die Fülle der Freundlichkeit und Neigung so mit einemmal aus dem Herzen gerissen, konntest du nur ein elendes Spiel mit mir getrieben haben? Hundertmal, wenn ich in freudloser Einsamkeit durch die Straßen Rom's wandelte, gedachte ich jenes verhängnisvollen Abends und deiner plötzlichen Verwandlung — und hundertmal sagte ich mir: nein, die Hölle verblindet uns! Und als dann die Nachricht kam von eurer Verlobung, als ich vor Weh und Elend nicht leben noch sterben konnte, da schoß es mir plötzlich durch die Seele wie ein erleuchtender Blitz . . . Ich wußte es, er hatte das Glück meines Lebens durch elenden Verrat an sich gerissen. Nur das Wie blieb mir rätselhaft.“

Giovanna preßte die Hand aufs Herz.

„Tommaso,“ stammelte sie zitternd, „vergieb mir . . . er ist dein Bruder . . . er ist der Vater meines Felice.“

„Ihm vergeben? Ich hasse ihn wie den Tod.“

„Und doch gewinnst du es über dich, unter einem Dache mit ihm zu wohnen?“

„Um deinetwillen, Giovanna, um deinetwillen. Ich habe genug gelitten in meiner freiwilligen Verbannung. Fern von dir konnte ich nicht mehr leben und atmen . . .“

Er sah sie mit einem Blick voll unsäglicher Liebe an beugte sich dann hernieder, um ihre Finger zu küssen.

Bei der Berührung seines Mundes fuhr sie zusammen.

„Sprich,“ raunte sie ängstlich, „was hat dir Carlotta erzählt?“

„Daß du mich liebst von ganzer Seele!“ rief Tommaso, vom Sturm seiner Gefühle bewältigt.

Er preßte das Gesicht in die Hand.

„Rufe dir die Begebnisse jenes Abends ins Gedächtnis zurück . . .“ fuhr er dann fort. „Es war deiner Mutter Namensfest . . . Die günstige Gelegenheit wahrnehmend, hatte ich dich zum Stelldichein in die Jasminlaube gebeten. Die Gäste waren zu zahlreich, als daß mein Verschwinden hätte auffallen können. Du als Tochter des Hauses warst vollends frei von jeder Kontrolle. Man mußte denken, du habest in der Küche oder im Festzimmer beim Decken der Tafel zu schaffen. Herzklopfend saß ich auf der einsamen, steinernen Bank. O, wie zählte ich die Minuten, die Sekunden! Aber Viertelstunde um Viertelstunde verstrich, ohne daß der weiche Arm der Geliebten sich um meinen Nacken gelegt hätte. Ich harrte und harrte, wie der Gläubige auf das Wunder, das ihn erlösen soll: Du bleibst aus — und als ich endlich wieder ans Licht der Lampen trat, warst du für die ganze Dauer des Festes verschwunden.“

Giovannas Brust wogte heftig. Von neuem ergriff Tommaso ihre Hand, um sie mit glühenden Küssen zu bedecken. Sie litt es schweigend.

„Und nun sollst du mir selbst erzählen, was die Schlange gezischt hat! Ich will es aus deinem Munde hören!“

„Tommaso, ich beschwöre dich!“

„Sprich! . . . Mein Bruder hatte bemerkt, wie ich mich von der Gesellschaft entfernte. Er war mir in aller Stille nachgeschlichen. Es bedurfte keines absonderlichen Scharfsinns, um unsre Pläne zu erraten. Er faßte einen niederträchtigen Entschluß . . . Was hat er dir vorgelogen?“

„Schone mich . . . Er ist mein Gatte . . . er liebt mich . . .“

„Ah, er liebt dich! Wahrhaftig, das ist die richtige Antwort auf meine Frage! Wie rührend sie mir den Mund stopft! Tommaso, er liebt mich!“

Giovanna versuchte, ihn zu beruhigen.

„Wenn du darauf bestehst,“ sagte sie mit vollkommener Selbstbeherrschung, „so will ich's erzählen, streng und getreulich, als säße ich im Beichtstuhl . . .“

„Sprich!“ wiederholte Tommaso.

„Du warst kaum in der Dämmerung der Zitronengänge verschwunden, als Antonio mit ernster Miene auf mich herantrat und mich um eine kurze Unterredung bat.“

„Und du gewährtest sie ihm!“

„Weshalb nicht? . . . Er war stets artig und zuvorkommend gegen mich gewesen, und überdies betrachtete ich ihn schon lange nicht mehr als einen Fremden. Er rief mich beiseite und beschwor mich, ihn anzuhören. Es handle sich um meine Zukunft, meine Ehre. Sein ganzes Wesen hatte etwas so Feierliches, daß ich heftig erschraf und ihn dringend ersuchte, sich deutlicher auszusprechen. . . . ‚Giovanna,‘ begann er im Ton eines wohlwollenden Warners, ‚Ihr steht im Begriff, dem Uebermut eines unbesonnenen Verführers zum Opfer zu fallen . . .‘ ‚Woher wißt Ihr?‘ stammelte ich in höchster Verwirrung . . . ‚Seht,‘ fuhr er fort — ‚bei einer andern würde ich mich nicht weiter um die Geschichte küm-

mern, denn im Grunde, was geht's mich an? Mein Bruder ist ein lustiger Gefelle, der das Leben nach seiner Art betreibt, und jede mag zusehen, wie sie sich hütet. Aber bei Euch thut es mir in der Seele leid, Giovanna . . . Ich fühle eine aufrichtige Freundschaft für Euch, und so konnte ich es nicht über mich gewinnen, zu schweigen.' ‚Hört,‘ erwiderte ich stolz, ‚Ihr täuscht Euch über seine Absichten. Da Ihr's denn einmal wißt, so mögt Ihr auch die ganze Wahrheit erfahren: der Tommaso und ich, wir sind sozusagen Bräutigam und Braut, nur daß wir noch nicht vor den Eltern die Ringe gewechselt haben!‘ Er lächelte verächtlich. — ‚Ein schöner Bräutigam, der's an die große Glocke hängt, wenn er mit seiner Liebsten ein Stelldichein hat! Ich wünsche Euch Glück, Giovanna!‘ — ‚Wie verstehe ich das?‘ frug ich in wachsender Bangigkeit. ‚Nun, woher denkt Ihr, daß ich um Euer Geheimnis weiß?‘ sagte er spöttisch. ‚Mir und dem Pietro hat er vorhin zugerufen: Jetzt habe ich sie so weit! Die spröde Gans hat mir's sauer gemacht. Und dabei hat er geblinzelt, wißt Ihr, Giovanna, so recht vielsagend.‘ — ‚Antonio,‘ stammelte ich, vor Aufregung zitternd — ‚das ist unmöglich! Ihr irrt! Ihr habt geträumt . . .‘ ‚Gut denn,‘ versetzte er, ‚wenn Ihr mir nicht glauben wollt . . . Ich hab' meine Pflicht erfüllt, nun thut, was Ihr nicht lassen könnt!‘ Er wandte sich zum Gehen. Ich hielt ihn am Arme fest. ‚Bei allen Heiligen, sagt, daß Ihr Euch einen Scherz gemacht! Nicht wahr, guter Antonio, Ihr wolltet mich nur auf die Probe stellen? Ihr wolltet sehen, ob Ihr im Stande wäret, mich an dem Manne meiner Wahl irre zu machen?‘ Er zuckte die Achseln. ‚Fragt doch dort drüben den Pietro, wenn Ihr an meiner Ehrlichkeit zweifelt. Der stand bei mir und hat jede Silbe mit angehört.‘ In dumpfer Betäubung eilte ich nach der bezeichneten Stelle. Unbekümmert um die verblüfften Gesichter der Mädchen, legte ich die Hand auf Pietros Schulter und bat ihn, mir einen Augenblick Rede zu stehen. — ‚Was

hat Tommaso Euch zugerufen?' fragte ich in fiebernder Angst. 'Sprecht! Ich weiß alles!' Pietro zögerte mit der Antwort. Ich drang heftiger in ihn. Da gab er mir stotternd die volle Bestätigung dessen, was Antonio behauptet hatte. Es war mir zu Mute, als müßte ich in den Boden versinken. Ich wankte dem Hause zu. Ich schützte ein plötzliches Unwohlsein vor und schloß mich in meine Kammer ein. Stumm und thränenlos warf ich mich auf mein Lager. Nach einiger Zeit klopfte die Mutter an die Thür; ich öffnete nicht. Sie fragte, ob ich krank sei? Ich erwiderte, es werde vorübergehen, ich bedürfe vor allem der Ruhe. So ließen sie mich denn allein, und das Fest nahm ohne mich seinen Fortgang . . ."

Giovanna hielt inne. Die Erinnerung hatte sie augenscheinlich erschüttert.

Tommaso knirschte.

„Und nun höre, wie's weiter ging!“ rief er in wildem Hohne. „Des andern Tags trat mein Bruder auf mich zu und schlug ganz denselben wohlwollenden Warnerton an, mit dem er dich in das Garn gelockt hatte. Er sprach von meiner auffälligen Zuverlässigkeit, von dem sichtlichen Ernst meiner Bewerbungen. Es thue ihm leid, seinen einzigen Bruder von einer Kokette genarrt zu sehen! Ich war begreiflicherweise nicht in der rosigsten Stimmung. Das vergebliche Warten in der Laube hatte mich mißtrauisch gemacht. Konnt' ich denn ahnen, daß die brüderliche Bosheit ein so ruchloses Spiel mit uns trieb? Ich fragte ihn stirnrunzelnd, wie ich seine Rede zu deuten habe? ‚Nun,‘ sprach er, ‚ich dünkte, es wäre unangenehm, stundenlang auf seine Herzenskönigin zu warten, während das liebe Kind sich mit einem Dritten allerlei Süßigkeiten erzählt!‘ Die hämischen Worte schlugen wie ein Blitz in meine Seele. Ich hatte gehört, daß du die Gesellschaft verlassen und dein Zimmer aufgesucht hattest. Die Eifersucht verblendete mich. ‚Sprichst du im Ernst?‘ fragte ich so gefaßt als möglich. ‚Ich weiß

nur einſ, erwiderte er, daß unmittelbar nach dem Verſchwinden Giovannas auch Pietro für mehr als eine Stunde unſichtbar wurde.' ,Pietro,' rief ich vor Wut zitternd, ,der feige Bube, der neulich von dem Engleſe die Maulſchelle einſteckte! Nimmermehr! Um eines ſo armſeligen Kameraden willen betrügt ſie mich nicht.' ,Tommaſo,' verſetzte er freundlich, ,es liegt mir am Herzen, dich ſo raſch als möglich von dieſer thörichten Leidenschaft zu heilen. Wenn du mir zuſchwörſt beim Grabe unſrer Mutter, niemals Rache zu üben an dem einfältigen Menſchen . . . Er weiß ja nicht, wie du mit Giovanna ſteht! Er fränkt dich ja abſichtslos.' ,Gut, ich ſchwöre,' entgegnete ich. ,Wenn Giovanna wirklich ſo tief geſunken iſt, wie du behaupteſt, dann iſt ſie ja ſo wie ſo nicht wert, daß ich dem Burschen um ihretwillen das Genick breche.' Er brachte nun ſein ſchmachvolles Märchen mit einer Frechheit zu Markte, die mich noch jetzt in Erſtaunen ſetzt. Pietro, ſo behauptete er, pflege mit ſeinen Geheimniſſen nicht allzu ängſtlich hinter dem Berge zu halten. Ich möge ihn ſelber fragen. Natürlich dürfe ich nicht merken laſſen, wie ſehr ich bei der Sache intereſſiert ſei, ſonſt werde er ſich hüten . . . Ich zerrauſte mir das Haar, ich ſchrie, ich gebärdete mich wie ein Raſender. Als ich ausgetobt hatte, überkam mich ein ſeltſamer Stumpffinn. Ich beſchloß, den vermeintlichen Rivalen in einem gleichgültigen Geſpräch auszuforſchen und, ſobald ich Gewißheit erlangt hätte, Torre del Greco, das Grab meiner Hoffnungen, ein für allemal zu verlaſſen . . . Pietro ſpielte ſeine Rolle meiſterhaft. Ich ward vollſtändig getäuſcht. Noch heute begreif' ich nicht, wie ich den bübischen Reden des Glenden ſo ruhig, ſo ſcheinbar gleichgültig zuhören konnte. Manchmal zuckte es mir in den Fingern. . . . Es war mir, als treibe mich ein dämoniſches Etwas, ihn an der Kehle zu packen und ihn zu würgen. Aber ich bezwang mich. Erſt als ich wieder allein war, brach der Sturm der Gefühle von neuem los. Ich wälzte

mich am Boden, ich zerriß meine Kleider, ich zerkrallte mir das Fleisch mit den Nägeln, wie ein Irrsinniger . . . Am Abend versammelten wir uns in der Vigne. Noch einmal wollt' ich dich sehen, noch einmal in deinen Zügen lesen, um mich zu überzeugen, ob nicht ein Wahn, ein blödsinniges Hirngespinnst meine Vernunft umneble. Du kamst. Du warst kalt und zurückhaltend. Ich deutete dein seltsames Benehmen im schlimmsten Sinne. Das Herz krampfte mir vor unsäglichem Schmerz, aber ich wollte dir zeigen, daß ich auch ohne dich leben könne, daß ich deiner falschen Liebesblicke nicht bedürfe, um glücklich zu sein. Ich plauderte an diesem Abend ausschließlich mit Carlotta. Ich war ausgelassen, fröhlich, denn ich glaubte an deine Schuld . . ."

„Wie ich an die deine,“ murmelte Giovanna.

„Wenige Tage darauf verließ ich die Heimat. Dein Betragen hatte den letzten Zweifel in mir zerstört. Ich schwur mir, dich zu hassen und zu verachten, wie du es verdienst. Ich bemühte mich, die Liebe unter dem Qualm der Wut zu ersticken. Ich trat das Bildnis, das du mir in glücklichen Stunden geschenkt, hohnlachend in den Kot. Ich fluchte dir wie einer Verworfenen. Umsonst! Die Glut verlosch nicht, der brennende Jammer verfühlte nicht . . ."

„O, hättest du nur ein Wort gesprochen, Tommaso — alles, alles wäre anders geworden.“

Der junge Mann blickte sinnend nach den fernen Lichtern der Chiaja hinüber. Um seine Lippen flog und zuckte es wie ein unheilverkündendes Wetterleuchten. Doch faßte er sich und fuhr mit scheinbarer Gelassenheit fort:

„Nach Verlauf einiger Monate schrieb mir Antonio nach Rom, er habe mir unter andern wichtigen und unwichtigen Dingen die Mitteilung zu machen, daß Pietro damals geflunkert habe . . . An der ganzen Geschichte sei kein wahres Wort. Du seist einfach nicht nach der Laube gekommen, weil du mir nicht getraut habest. ‚Dem Pietro,‘ so hieß es weiter, ‚müßte man's

eigentlich eintränken. Es ist eine Gewissenlosigkeit sondergleichen, ein anständiges Mädchen lediglich aus gemeiner Eifersucht ins Gerede zu bringen. Leider ist der Bursche seit vier Wochen auf See. Er hat seinen Plan, Matrose zu werden, nun doch zur Ausführung gebracht. Uebrigens kann ich dir versichern, Giovanna hat nie eine ernstliche Liebe für dich empfunden. Du solltest nur hören, wie feck sie allenthalben über dich spottet. Ich für mein Teil will mit diesen Klatschereien nichts zu thun haben.' So ungefähr lautete seine spitzbübische Epistel. Die Sache schien mir verdächtig — aber ein dunkles Gefühl sagte mir gleichwohl, daß es zur Umkehr zu spät sei. Auch hattest du in der That sehr, sehr lieblos von mir geredet!"

„Ich . . . ich wollte nicht zeigen, wie weh mir's ums Herz war," stammelte Giovanna. „Nur meiner treuen Carlotta gestand ich die Wahrheit."

„Du weißt nun, wie sehr du dich in meinen Gesinnungen täuschtest," sagte Tommaso nach einer Pause.

„O, ich habe es längst geahnt," entgegnete sie zögernd. „Seit der ersten Stunde des Wiedersehens ward mir klar, daß . . . daß . . ."

„Daß ich dich liebte," ergänzte Tommaso . . . „Und dennoch verweigerst du mir . . ."

„Tommaso, nicht weiter . . .!"

Sie war bei diesen Worten emporgesprungen und streckte jetzt beide Hände aus, wie um ihn abzuwehren.

Er rührte sich nicht.

„Was soll das, Giovanna?" sagte er ruhig. „Du hast mir versprochen, mich bis zu Ende zu hören! Seit drei Wochen wart' ich vergeblich auf diesen Augenblick der Gunst. Jetzt laß' ich dich nicht entschlüpfen, bis alles klar zwischen uns ist."

„Ich weiß genug!"

„Mit nichten! Wir haben bis jetzt nur von der

Vergangenheit geredet. Sprechen wir nun von der Zukunft.“

„Meine Zukunft ist klar vorgezeichnet. Ich bin Antonios Gattin. Wie ich 's geworden bin, ist gleichgültig. Ich kenne nur ein Gebot: meine Pflicht.“

„Giovanna!“ flüsterte Tommaso schmeichlerisch, „gönne mir nur noch zehn Minuten! Hier setz' dich an meine Seite und antworte mir auf meine Fragen! Kannst du den Mann achten, der sich so unwürdiger, niederträchtiger Mittel bediente, um ans Ziel zu gelangen?“

„Laß mich,“ sagte die junge Frau ausweichend.

„Kannst du ihn achten?“ wiederholte Tommaso. „Wenn du jemals meiner in Liebe gedacht hast, wenn dein Wesen von Anbeginn nicht-eitel Lüge war, wenn du dereinst felig zu werden hoffst, so antworte mir: ja oder nein.“

Giovanna zuckte zusammen.

„Nein,“ versetzte sie mit abgewendetem Antlitz.

„Ich wußte es!“ rief Tommaso triumphierend. „Und nun frage ich dich: bist du dem Manne, den du verachtest, Treue und Anhänglichkeit schuldig? Ist's ein Verbrechen, dem Diebe das geraubte Kleinod wiederum abzujagen?“

„Ich kann, ich darf dich nicht anhören!“ rief sie in fiebernder Aufregung.

„Und warum nicht, Giovanna? Soll dieser wonnige Traum für ewig zerstört sein? Es hängt nur von uns ab, nur von dir, Geliebte . . . Wir haben beide ein Recht an das Glück. . . . Kein Gesetz der Welt kann uns verpflichten . . .“

Er umschlang sie mit sanfter Gewalt und preßte den Mund heiß und voll auf den ihrigen.

Zitternd rang sie sich los.

„Tommaso,“ stöhnte sie, „du kannst nicht länger unter unfrem Dache verweilen! Du mußt fort, fort, so rasch als möglich. . . . Sonst gehen wir alle zu Grunde!“

„Sei mein und alles wird gut werden!“

„Nimmermehr! Ich rede noch heut' mit Antonio.“

Er lachte laut auf. Seine Züge atmeten diabolischen Hohn.

„Du willst Beschwerde führen über meine unverschämten Nachstellungen? Vortrefflich! Deine Tugend ist bewunderungswürdig. Aber du irrst, wenn du dir einbildest, ich sei gesonnen, auch nur einen Zoll breit zurückzweichen! Das Haus und die Weinberge gehören zur Hälfte mir. Ich lasse mir auf meinem eigenen Grund und Boden nicht die Thür weisen!“

Giovanna suchte ihn zu beschwichtigen. Sie bat um Verzeihung, wenn sie ihn durch ein unrechtes Wort gekränkt habe. Er wisse am besten, daß sie lieber sterben würde, ehe sie ihrem Gatten auch nur mit einer Silbe verriete, was vorgefallen.

„Aber gerade deshalb mußt du Torre del Greco verlassen,“ fuhr sie voll Entschiedenheit fort. „Ich bin dir gegenüber so wehrlos wie ein Kind. Ich fühle, daß nur die schleunige Trennung zum Heil führen kann.“

„Welch ein Wahnsinn,“ stammelte Tommaso.

Die Züge der jungen Frau wurden von Sekunde zu Sekunde ernster und entschlossener.

„Ich rede die Sprache der Vernunft,“ erwiderte sie; „du gehst, oder bei den Wunden des Heilands, ich suche drunten im Wasser Ruhe für mein gepeinigtes Herz. Die gnadenreiche Maria wird mir die Sünde vergeben!“

Tommaso ließ das Haupt verzweiflungsvoll auf die Brust sinken.

„Gut,“ versetzte er nach einer langen trübseligen Pause.

„Du befiehlst: ich werde gehorchen!“

Giovanna war unfähig, etwas zu erwidern. Ihren dunklen Augen entquollen heiße, funkelnde Thränen.

„Und auf wie lange verbannst du mich?“ fragte er bebend. . . . „Für immer?“

Die junge Frau schien zu kämpfen.

„Es wäre das Beste,“ flüsterte sie dumpf . . . „aber ich fühle, Tommaso . . . ich habe kein Recht . . . nein . . . deine Leidenschaft wird verfühlen . . . du wirst einsehen, wie thöricht du handelst. . . Vielleicht findest du ein Mädchen, das dich von allen trüben Gedanken erlöst, und dir und mir zum Heile die deine wird.“

Tommaso hütete sich zu widersprechen. Nachdem der erste überwältigende Eindruck, den Giovannas Rede auf ihn gemacht hatte, glücklich verwunden war, kehrte ihm die volle Kraft der Berechnung wieder: er überlegte, er suchte aus jeder neuen Wendung der Situation Vorteil zu ziehen für die halbverlorene Sache seiner unseligen Neigung.

Die junge Frau sann einige Minuten lang nach. Dann sagte sie mit fast geschäftsmäßiger Ruhe:

„So wird sich alles am einfachsten und natürlichsten regeln. Sage morgen bei Tisch, du wolltest auf ein paar Monate zu meinem Oheim nach Catania, um seine großartigen Vignen und überhaupt das Wesen des sizilianischen Weinbaues kennen zu lernen. Antonio wird deine Absicht durchaus begreiflich finden, zumal er weiß, daß dein unruhiger Geist sich von jeher aus der Einförmigkeit alltäglicher Verhältnisse heraussehnte. Gennaro hat dich schon vor mehreren Jahren eingeladen, und wenn du klug gewesen wärest, du hättest längst seiner Aufforderung Folge geleistet. Seine Tochter Valdomina ist das schönste und liebenswürdigste Mädchen, das ich kenne; ihr paßt zu einander wie kein zweites Paar im ganzen Regno d'Italia. Geh hin und versuche dein Heil bei ihr. Zu Anfang Dezember kehrst du dann nach Torre del Greco zurück und zwar, so Gott will, nicht allein, sondern in Begleitung einer jungen, glücklichen Gattin!“

Tommaso mußte lächeln trotz seines Kummers. Er entgegnete indes nichts. Giovanna sah ihm forschend ins Auge.

„Willst du?“ fragte sie mit erkünstelter Schalkhaftigkeit.

„Ja,“ flüsterte Tommaso.
„Gott sei Dank! Gib mir dein Wort darauf. . . .“
„Du hast es.“
„So, und nun geh schlafen, Tommaso. Gute Nacht!“
„Giovanna . . . Noch eine Sekunde!“
„Nein! nein! Träume von Saldomina, der schönen Catanierin!“

Zweites Kapitel.

Tommaso hielt Wort. Schon am folgenden Sonnabend bestieg er im Hafen Neapels den Dampfer.

Die Uhr am großen Domturm Catanias schlug vier, als er durch die Strada vecchia del Borgo der Anhöhe zuschritt, von deren Gipfel Gennaro Petagnas Wohnhaus freundlich schimmernd ins Thal hernieder grüßte. Zwei dienstbeflissene Burschen trugen ihm das Gepäck voran. Er folgte ihnen langsam und gleichgültig, wie ein Mensch, dem es nichts verschlägt, ob er eine Stunde früher oder später ans Ziel gelangt. Die gigantischen Massen des Aetna brüsteten sich in der vollen Majestät ihrer nachmittägigen Beleuchtung. Weißes Gewölk umflatterte traumartig die zackigen Kämme, während sich rechts die Aussicht auf die azurnen Fluten des Meeres öffnete.

Tommaso würdigte all diese Pracht der jungfräulichen Natur keines Blickes. Mechanisch wandelte er seine Straße, nur von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um Atem zu schöpfen.

Nach Verlauf einer halben Stunde war man an Ort und Stelle. Tommaso betrat einen geräumigen, mit bunten Thonplatten getäfelten Hausflur. Die Gepäckträger setzten die Koffer und Taschen des jungen Mannes zu Boden,

empfangen die Löhnung und entfernten sich mit einsilbigem Gruße.

Seufzend erklimm er die Treppe. In einem Zimmer zur Rechten des Aufgangs glaubte er Stimmen zu vernehmen. Er ging darauf los und klopfte. Eine alte Dienerin öffnete.

„Ich suche den Signore Gennaro,“ sagte er, flüchtig den Hut lüftend.

„Der ist ausgefahren nach Aci Reale,“ entgegnete die Dienerin mit einem neugierig prüfenden Blick auf den stattlichen Fremden. „Vor Dunkelheit wird er schwerlich zurückkehren.“

„So ist seine Tochter zu Hause?“

„Das wohl, aber die Signorina kann Euch schwerlich Auskunft erteilen. Sie kümmert sich nicht um die Geschäfte ihres Vaters, und hat überdies jetzt alle Hände voll zu thun.“

„Ich bin ihr Vetter Tommaso aus Torre del Greco,“ rief der junge Mann ungeduldig. „Wo ist sie?“

„Hier,“ klang jetzt eine fröhliche Stimme aus dem Seitengemach. „Grüß Gott! Welche reizende Ueberraschung! Tretet nur einstweilen in die Vorkammer, ich bin im Augenblick da.“

Tommaso that, wie geheißen. Was Baldomina die Vorkammer nannte, war ein allerliebstes, höchst behaglich eingerichtetes Zimmer, der Thür, aus welcher die Stimme kam, schräg gegenüber. Der junge Mann warf sich in einen Sessel, legte beide Hände in den Schoß und blickte mit dem Ausdruck großer Erschlaffung gen oben. Nach wenigen Minuten erschien die Alte von vorhin und fragte ihn mit einer Untermwürfigkeit, die gegen ihre bisherige Zurückhaltung auffällig abstach, ob er ein Glas Wein und einen Imbiß befehle. Er machte eine Gebärde der Verneinung. Die gute Ginevra erschöpfte nun ihre Beredsamkeit, um ihm die Vor-

züge des catanischen Gewächses zu rühmen und ihr Bedauern auszusprechen, daß sie ihn nicht gleich habe eintreten heißen. Er möge sie ums Himmels willen nicht für unhöflich halten; sie habe ja nicht ahnen können, daß er ein so lieber Freund und Verwandter des Hauses sei. Auch wisse man ja, daß es heutzutage allerlei Menschen gäbe, und der Schein trüge, und weil das Fräulein so hübsch sei, habe schon gar mancher verliebte Taugenichts die Abwesenheit des Vaters benutzt, um unter dem Vorwande angeblicher Geschäfte mit ihr plaudern zu dürfen. Signore Gennaro sehe das aber nicht gern, weil der Ruf eines jungen Mädchens nicht genug gehütet und bewacht werden könne und so weiter.

Tommaso erwiderte kurz: „Ihr habt recht gehandelt,“ und verfiel wieder in sein Träumen und Brüten. Ginevra verließ ziemlich kleinlaut das Zimmer.

So verstrich eine Viertelstunde. Da öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen in prachtvoller, halb ländlicher und halb städtischer Toilette rauschte grazios über die Schwelle. Tommaso sprang hastig empor. Der Zauber dieser glänzenden Erscheinung verwirrte ihn um so mehr, als er in ihren Zügen eine flüchtige Aehnlichkeit mit Giovanna entdeckte, die er früher niemals wahrgenommen.

„Willkommen!“ sagte sie herzlich. „Macht Ihr endlich Euer Versprechen wahr? Das ist hübsch von Euch! Ich hoffe, Ihr habt es nun auch gleich auf einen längeren Aufenthalt abgesehen. Wie?“

Das schalkhafte Lächeln, das bei diesen Worten um ihre blühenden Lippen spielte, verlieh ihrem Antlitz etwas so Sinnberückendes, daß Tommaso mit unerwarteter Lebhaftigkeit in die dargebotene Hand einschlug und kräftig erwiderte:

„An mir soll's nicht fehlen! Wenn Ihr mich haben wollt, bleibe ich zwei, drei, vier Monate. Ich gedenke bei Eurem Vater in die Schule zu gehen. Es war schon mehrmals

davon die Rede, und wenn er inzwischen nicht andern Sinnes geworden ist . . .“

„Wo denkt Ihr hin! Ihr wißt, wie warm er Euch gleich vom ersten Tag in sein Herz geschlossen hat! Wie lange ist es doch her, daß wir Euch damals in Torre del Greco besuchten?“

„Reichlich sechs Jahre . . .“

„Richtig, es war wenige Monate vor dem Tode meiner seligen Mutter. Aber Ihr habt Euch wirklich so gut wie gar nicht verändert. Nur etwas stärker und männlicher seid Ihr geworden . . .“

Tommaso lächelte.

„Und wie findet Ihr mich?“ fügte sie nach einer Weile mit schelmischem Augenzwinkern hinzu. „Bin ich gealtert, Tommaso?“

„Soll ich Euch Schmeicheleien sagen?“

„Bei Leibe nicht. Reden wir von etwas andrem. Wie geht es denn Eurem Bruder? Was macht Giovanna?“

„Ich danke,“ versetzte Tommaso höflich, „sie sind beide wohl.“

„Und der kleine Felice? Ach, ich möchte ihn wohl einmal sehen, den herzigen Buben. Wenn es wahr ist, was Giovanna in ihrem letzten Briefe schreibt, so muß er ein kleiner Amor geworden sein. Wie alt ist er jetzt?“

„Etwas über zwei Jahre.“

„Nicht älter? Ich dächte drei. Doch nein, Ihr habt recht, es sind ja just drei Jahre, daß wir drüben zur Hochzeit waren. Ihr fehltet damals, Tommaso. Es war sehr häßlich von Euch, daß Ihr mich so meines flottesten Tänzers beraubtet.“

„Zwischen Rom und Neapel liegt ein tüchtiges Stück Wegs,“ sagte Tommaso ausweichend. „Ich hatte Verpflichtungen und konnte mit dem besten Willen nicht abkommen.“

„Bah, das sind Redensarten. Meint Ihr, wir wüßten nicht alle, weshalb Ihr Euch fern hieltet? Thut nur um Gottes willen nicht so unschuldig, Tommaso.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ versetzte der junge Mann heftig errötend.

„Na, wir wollen das sein lassen,“ lachte das schöne Mädchen, indem sie ans Fenster trat. „Hoffentlich seid Ihr inzwischen vernünftiger geworden . . .“

„Aber ich versichere Euch . . .“

„Ja, ja, Ihr sollt recht haben. Und jetzt thut Ihr mir den Gefallen und nehmt eine Kleinigkeit, nicht wahr, Tommaso? Ich werd' Euch Gesellschaft leisten. Ihr seid ohne Zweifel hungrig und durstig.“

„Nicht im mindesten,“ entgegnete Tommaso.

„Doch, doch, ich weiß das besser. Kommt mit. Reich mir den Arm, wie's einem jungen Ritter geziemt. So!“

Sie schritten in das anstoßende Zimmer, wo Ginevra inzwischen ein allerliebstes Tischchen hergerichtet hatte. In der Mitte der zierlichen Tafel prangte ein binsenumflochtener Fiasco nebst zwei kunstvoll gearbeiteten silbernen Bechern. Ein Teller voll duftiger Früchte, eine Platte mit Kuchen und zwei riesige Seekrebse bildeten das Gesamtbild der improvisierten Mahlzeit. Ueber dem Ganzen lag ein überaus gastlicher Hauch, und Tommaso, der noch vorhin das Anerbieten der guten Ginevra so unhöflich abgelehnt, ließ sich jetzt nicht lange nötigen, sondern griff um so eifriger zu, als er wirklich seit der Abfahrt von Messina nichts über die Lippen gebracht hatte.

Valdomina spielte die Wirtin mit einer Grazie, die selbst einen der Speise minder Bedürftigen hätte verführen müssen. Tommaso fand jetzt vollauf Muße, ihr Antlitz bis auf die feinsten und flüchtigsten Züge zu prüfen.

Je mehr sie sprach, um so vollständiger schien sich die verwandtschaftliche Aehnlichkeit mit Giovanna zu verwischen.

Augen und Stirn erinnerten allerdings im Zuschnitt einigermaßen an die schöne Winzerin von Torre del Greco, aber um den Mund wob etwas so Fremdartiges, und ihr ganzes Wesen gab sich so völlig anders, daß Tommaso die Lebhaftigkeit jenes ersten Eindrucks immer entschiedener verblaffen fühlte.

In der That schien es, als bildeten Giovanna und Laldomina in gewissem Sinn einen vollständigen Gegensatz.

Die eine sanft, anspruchslos und doch von einem unverkennbaren Zauber der Gefühlstiefe umweht, der selbst dem Fernstehenden mit wunderbarer Allgewalt an das Herz griff; die andre stolz, blendend, selbstbewußt und augenscheinlich bemüht, auf ihre Umgebung eine möglichst unumschränkte Herrschaft auszuüben; die eine ernst und mild wie der aufgehende Mond, die andre feurig und leidenschaftlich wie die lodernde Südländsonne.

Tommaso seufzte.

Wie sehr hatte sich Giovanna getäuscht, wenn sie meinte, Laldomina würde im Stande sein, die Verlorene zu ersetzen und das franke Gemüt des Verwundeten zu heilen!

„Niemals, niemals!“ sagte er zu sich selbst. „Wer einmal vom Paradiese geträumt hat, der kann sich auf Erden nicht mehr heimisch fühlen.“

Nach eingenommener Mahlzeit führte Laldomina ihren Gast in den Garten. Es war kurz vor Sonnenuntergang. Durch die Pinien und Cypressen rauschte der Abendwind. Im Nordosten schimmerten die fernen Küsten des italienischen Festlandes wie ein luftiges Traumgebilde. Das Meer lag glatt und regungslos im Schatten des Aetna — eine dunkelblaue Krystallfläche, jungfräulich und geheimnisvoll, wie in den goldenen Tagen des Odysseus.

Tommaso sprach keine Silbe. Er setzte sich auf die verwitterte Steinbank und schaute hinüber nach den rötlich angestrahlten Ufern Calabriens.

Dort, dort, in der verschwindenden Ferne lag Torre del Greco, den leiblichen Augen unsichtbar, aber dem geistigen Blick klar und deutlich, wie kaum eine Erscheinung der unmittelbaren Gegenwart.

Valdomina stand ihm mit verschränkten Armen stumm gegenüber und betrachtete ihn. Um die Brauen des schönen Mädchens zuckte etwas wie Verdruß und Enttäuschung. Dann kräuselte sich ihr Mund zu einem spöttischen Lächeln.

„Ihr scheint überaus nachdenklich, Tommaso,“ sprach sie empfindlich. „Anstatt mir von Euren Erlebnissen zu erzählen oder sonst etwas Hübsches zu plaudern, starrt Ihr ins Blaue wie ein Verliebter. Ist das so Sitte in Torre del Greco?“

„Verzeiht mir,“ stammelte der junge Mann, aus seinen Träumen erwachend. „Ich dachte nur . . . ich vergaß . . .“

„O, ich kann mir schon ausmalen, wo Eure Gedanken gewelt haben! Mich wundert nur, daß Ihr unter diesen Umständen überhaupt den Entschluß gefaßt habt, von dem Stern Eurer Sehnsucht Abschied zu nehmen.“

Tommaso runzelte die Stirn.

„Wie versteh' ich das?“ fragte er finster.

„Nun, nehmt's nicht übel, wenn ich da unwissentlich einen wunden Punkt berührt habe. Vielleicht täusche ich mich. Vielleicht ist es einfach die Anstrengung der Reise, die Euch so zerstreut macht.“

„Hört, liebe Cousine,“ entgegnete Tommaso, indem er sich langsam erhob, „ich muß Euch aufrichtig sagen, daß ich alle Anspielungen hasse wie Gift. Wenn Ihr mir was zu sagen habt, so sprecht rund heraus und ohne Umschweife. Ich werde Euch ebenso antworten. Aber dieses Halbverschweigen und Halberratenlassen, wie das die Frauen lieben, das ist ein für allemal meine Sache nicht.“

„Ihr werdet ja ordentlich heftig . . .“

„Ich rede nur offen und ehrlich, wie mir's ums Herz ist.“

„Nun, ich werde mir's merken! Aber ich glaube, da kommt der Vater. Wahrhaftig, es ist unser Corricolo!“

Der alte Gennaro bewillkommnete seinen Gast aufs freundschaftlichste.

„Das ist recht, mein Junge!“ sagte er in sichtlicher Herzensfreude. „So lob ich's mir! Und Ihr trefft es außerordentlich günstig! Es gibt ganz verteuft viel zu thun in diesem Jahre, und der Giacomo, der dumme Geselle, spielt mir den Streich und geht nach Girgenti und verheiratet sich! Hol der Henker solche unzuverlässigen Menschen! Auf nichts kann man mehr bauen in dieser entarteten Welt! Wie gesagt, Ihr kommt wie gerufen. Laldomina, eine Flasche vom besten! Ihr sollt meine Weine vor allen Dingen als fertige Produkte kennen lernen. Eine derartige Vorpraxis ist unerlässlich. . . . Laldomina, lieber gleich zwei Flaschen, hörst du? Bitte, geh selbst mit in den Keller! Die Alte macht mir sonst Dummheiten, wie neulich, als sie das Faß Poio di Creta auslaufen ließ. So, mein Junge, nun setzt Euch einmal her zu mir, hier auf das Sofa, und legt los, wie Ihr die Jahre seither verlebt habt. Corpo di Dio, seid Ihr ein stattlicher Bursche geworden! Ein wenig bleich schaut Ihr aus; aber das macht wohl die lange Seefahrt. Habt Ihr gutes Wetter gehabt? Wie geht's denn der jungen Frau, der Signora Giovanna? Und dem Herrn Bruder? Und vor allen Dingen Euch selbst? Ihr wart in Rom . . . Habt Ihr den heiligen Vater gesehen? Erzählt doch! Ihr gafft mich ja an wie ein Stockfisch!“

Tommaso erteilte auf die ihm vorgelegten Fragen notdürftig Bescheid. Der gutmütige, etwas geschwätige Sizilianer ließ ihn übrigens nur selten zum Wort kommen, so daß unser junger Freund seiner natürlichen Schweigsamkeit keinen sonderlichen Zwang aufzuerlegen hatte. Die Fiaschi mit dem köstlichen Nebensaft wurden gebracht; Laldomina nahm an der Seite des Vaters Platz. Ehe eine Viertelstunde ver-

ging, war alles harmonisch geordnet, und die drei Leute vor dem behaglichen Eichtisch mit dem phantastischen Schnitzwerk machten den Eindruck, als hätten sie von jeher zusammengehört.

Acht Wochen verstrichen so ohne nennenswerte Ereignisse. Tommaso war die größte Zeit des Tages über mit Gennaro und seinen Knechten zusammen, während sich Laldomina in der Haushaltung zu thun machte, oder, was sehr häufig geschah, die Besuche jugendlicher Freundinnen empfing. Des Abends versammelte man sich im Garten und besprach die beiderseitigen kleinen Erlebnisse. Die schöne Catanierin sang dann wohl ein schwärmerisches Volkslied oder kimperte ein wenig auf der Mandoline. Gegen zehn Uhr trennte man sich, und Tommaso, von den Mühen des Tages ermattet, suchte alsbald sein Lager auf. Kurz, er fand wenig Zeit, die heimliche Wunde zu nähren, und der Anfang der Kur konnte somit für durchaus befriedigend erachtet werden.

Nach Verlauf dieser Frist erhielt Tommaso einen Brief von Antonio. Das Schreiben lautete:

„Lieber Bruder!

Aus Deinem Briefe vom Dritten haben wir mit Freuden ersehen, daß Du glücklich in Catania angekommen bist und Dich in den neuen Verhältnissen wohlfühlst. Obgleich ich außerordentlich in Anspruch genommen bin, ergreife ich doch schon heute die Feder, da ich Dir eine geschäftliche Mitteilung zu machen habe, die Dich interessiren wird. Ich habe nämlich die Bigne oberhalb der San-Giorgio-Kapelle gestern vormittag für sechshundert Scudi verkauft. Die Offerte war günstig, und für uns lag das Grundstück doch ein wenig unbequem, schon der großen Entfernung wegen. Ich hoffe, Du bist mit meiner Handlungsweise einverstanden. Gib mir nur Nachricht, was ich mit den dreihundert Scudi, die auf Deinen Anteil kommen, beginnen soll. Ich denke,

es ist am besten, Du läßt das Geld ruhig in meinen Händen. Ich habe Aussicht, von Paolo Ercolani die ganze linke Hälfte der großen Ostvigne käuflich zu erwerben; wir sind nur noch nicht über den Preis einig. Es geht uns gut. Giovanna und Felice grüßen. Deiner baldigen Antwort entgegensehend, verbleibe ich Dein treuer Bruder
Antonio."

Tommaso las und knirschte mit den Zähnen.

„Er muß mir alles, alles zerstören, was mir ans Herz gewachsen ist!“ murmelte er dumpf vor sich hin. „Die prächtige Vigne mit meinem Lieblingsplatz unter dem Feigenbaum! Wie oft hab' ich in glücklicheren Zeiten unter seiner schattigen Krone gefessen und hinübergeschaut nach Capri und den blauen Höhen des Posilippo! In der knorrigen Rinde prangt das große „G“, das ich am Tage nach meiner ersten Kahnfahrt mit Giovanna einmeißelte! Hundertmal habe ich ihm gesagt, daß ich in die Veräußerung dieses Kleinods unter keiner Bedingung willigen würde, und nun benutzt er meine Abwesenheit und verkauft es hinter meinem Rücken! Der elende, heimtückische Bube! Alles, alles muß er mir trümmern und niederreißen, selbst die Erinnerung!“

Er beantwortete das Schreiben Antonios umgehend — und zwar mit einer wahren Sturmflut der bittersten Vorwürfe. Formell bezogen sich dieselben allerdings nur auf den eigenmächtigen Verkauf der Vigne, aber der tiefere Grund seiner Gereiztheit schimmerte so unverkennbar durch, daß der Empfänger über die unversöhnlichen Gesinnungen des Absenders nicht länger in Zweifel sein konnte.

Antonio erwiderte. Er nannte Tommasos Entrüstung eine Knabenhafte Phantasterei, die keine Widerlegung verdiene. Er entwickelte nochmals die materiellen Vorteile, die aus dem Verkauf entwachsen, und spielte schließlich auf gewisse thörichte Illusionen an, von denen Tommaso noch immer nicht geheilt zu sein scheine.

Dieser Briefwechsel, so geringfügig auch der ursprüng-

liche Gegenstand des Zwistes sein mochte, trug nicht wenig dazu bei, den letzten Rest brüderlichen Gefühls, das Tommaso für Antonio bewahrt haben mochte, unwiderbringlich zu ersticken. Für die bisherige Handlungsweise Antonios ließ sich noch eine dürftige Entschuldigung finden: der Wahnsinn der Liebe, die Leidenschaft, die keine Rücksichten kennt. Aber dieser Hohn, dieser boshafte, trotzige Hohn, ihm, dem tödlich Beleidigten gegenüber — das war zu viel für ein geduldiges Herz, das mußte die Bande des Blutes ein für allemal zerreißen!

In schlichter Einförmigkeit verstrich der Sommer. Noch zwei- oder dreimal hatte Antonio dem Bruder geschäftliche Mitteilungen zu machen: im übrigen beschränkte sich der Verkehr zwischen Catania und Torre del Greco auf eine ziemlich kühle Gratulation zum Namenstage Giovannas, die Laldomina mit unterzeichnete.

Tommaso schwankte während dieser ganzen Frist von einem Extrem in das andre. Bald loderte seine unselige Leidenschaft in wilder, verzehrender Flamme empor; bald ergriff ihn ein unsägliches Groll, und er gelobte sich unter Thränen der Wut und der Verzweiflung, die Geliebte nie wieder zu sehen. Kurz, er geriet trotz der arbeitsamen Monotonie seiner äußeren Existenz in einen Zustand der Aufregung und der inneren Zerrissenheit, der ihn zu jeder vernünftigen Regelung seiner Schicksale unfähig machte. Mechanisch verrichtete er seine geschäftlichen Obliegenheiten; mechanisch begleitete er Laldomina auf ihren Abendwanderungen durch den Garten, ohne im mindesten zu bemerken, wie sehr sich das schöne Mädchen im Laufe der letzten Wochen verwandelt hatte.

Laldomina war ihrerseits über die seltsame Verschlossenheit ihres Veters aufrichtig betrübt. Nicht nur ihr Stolz und ihre mädchenhafte Eitelkeit litten unter dieser kühlen Zurückhaltung, auch ihr Herz war im Spiel, und zwar mehr und entschiedener, als irgend wer bei ihrem leichtlebigen

Naturell hätte vermuten sollen. Es war etwas Eigenes mit diesem Mädchen. Dem flüchtigen Beobachter hielt es unendlich schwer, die Grenze zu finden, wo ihr Ernst in Uebermut, ihre Wahrheit in Laune umschlug. Und doch trug sie einen Schatz echter, gefühlstiefer Weiblichkeit im Busen, reicher und herrlicher, als sie selber zu ahnen schien.

An einem stillen Novemberabend saß Tommaso wieder auf jener Steinbank, die den unvergleichlichen Blick auf Gebirg und Meer gewährte. Der Mond schien hell. In magischem Silberglanz hob sich der Riesentegel des Aetna gegen den schwarzblauen Himmel ab. Der junge Mann verfolgte, in Gedanken verloren, das kräuselnde Spiel des Nebelschleiers, der den zackigen Gipfel umwob, als sich sanft eine freundliche Hand auf seine Schulter legte.

Er wandte den Kopf. Es war Laldomina.

Unwillkürlich machte er eine Geberde des Verdrusses. Sie hatte ihn gar zu unerwartet aus dem Halbschlummer seiner thörichten Hirngespinnste emporgeschreckt.

Das Mädchen errötete heftig.

„Bleibt nur ganz ruhig,“ sagte sie mit bebender Stimme.

„Ich bedaure, Euch gestört zu haben.“

Er stammelte ein paar Worte der Entschuldigung.

„Laßt nur,“ entgegnete sie verächtlich, „es bedarf dessen nicht.“

Sie sah so berückend schön aus, als sie dies sagte, daß Tommaso unwillkürlich ihre Hand ergriff.

„Zürnt mir nicht,“ bat er flehentlich. „So wahr ich lebe, meine Unart galt nicht Euch, sondern . . . wie soll ich nur sagen? . . . Kommt, setzt Euch neben mich, Laldomina . . . Ich plaudere so gern mit Euch!“

„Nun, ja, ich bin gutherzig genug, mich auch dazu herzugeben! — Aber offen gestanden, Tommaso, ein besonderes Vergnügen gewährt mir diese Unterhaltung nicht. Ihr werdet überhaupt schwerlich ein Mädchen in meinem Alter finden,

das für einen Menschen von Eurem Wesen irgend welche Sympathie fühlt.“

„Bin ich so unausstehlich?“ fragte Tommaso, indem er sie zu sich niederzog.

„Wenn Ihr's denn hören wollt, ja! Unausstehlich wie die leibhaftige Sünde! Könnt Ihr denn Eure thörichte Schwärmerei für diese Giovanna absolut nicht aus dem Herzen reißen?“

„Wer sagt Euch . . .?“

„Mein Gott, das pfeifen in Torre del Greco die Vögel von den Bäumen! Zudem hat mir Antonio . . .“

„Was hat Antonio?“ rief Tommaso heftig.

„Nun, er hat mir erzählt, wie Ihr's getrieben habt. Obgleich Ihr wußtet, daß es die Braut Eures Bruders war . . .“

„Nun?“ drängte Tommaso die Zögernde.

„Wozu soll ich Dinge berichten, die Euch besser bekannt sind als mir?“

„Aber ich bitt' Euch darum! Also . . . obgleich ich wußte, daß sie die Braut meines Bruders war . . .?“

„Habt Ihr sie mit Liebkosungen verfolgt,“ vollendete Laldomina.

„Was?“ schrie Tommaso wütend. „Wo und wann hat er sich dieser schamlosen Lüge erfrecht?“

„Nun, am Hochzeitstage.“

„Der niederträchtige Bube! Aber weiter! Ich will alles wissen! Verlaßt Euch darauf, es ist Lüge von der ersten bis zu der letzten Silbe!“

„Wie meisterhaft Ihr Euch zu verstellen wißt! Ihr hättet Eurer Schwägerin also keine Liebeserklärung gemacht?“

„Nein . . . das heißt . . . damals . . .“

„Ihr hättet keinen Streit mit Antonio gehabt? Er hätte Euch sozusagen nicht die Thür gewiesen? Was? Und weshalb seid Ihr denn nach Rom gegangen, wenn ich fragen darf?“

Tommaso zitterte am ganzen Körper. Seine Brust rang nach Atem. Hastig sprang er empor, stieß eine wilde Vermünschung aus und eilte dann durch die schweigende Cypressenallee dem Hause zu.

Am folgenden Tag traf ein Brief von Giovanna ein, der also lautete:

„Lieber Tommaso!

Der Zeitpunkt Deiner Heimkehr rückt immer näher heran, und noch hast Du uns über Deine Beziehungen zu Laldomina nicht die leiseste Notiz gegeben. Ich sprach gestern noch mit Antonio darüber; wir sind beide der übereinstimmenden Ansicht, daß es ein großes Glück für Dich sein würde, wenn's Dir gelänge, die Neigung dieses ebenso klugen als schönen Mädchens zu erwerben. Du kommst nachgerade in das Alter, in welchem die Gründung eines eigenen Hausstandes für jeden Menschen ein täglich dringender auftretendes Bedürfnis wird. Wie reizend wäre es, wenn Du die Tochter Gennaros lieb gewännest und mit herüberbrächtest; doch läßt sich ja natürlich in dieser Beziehung kein Einfluß ausüben. Ich wollte Dir nur sagen, daß, wenn Du allenfalls Papiere zc. brauchst, wir gern bereit sind, Dir alles Nötige zu besorgen. Selbst könnten wir zu Eurer Hochzeit leider nicht hinüberkommen. Antonio ist von früh bis spät unablässig beschäftigt; er hat verschiedene neue Verbindungen angeknüpft, und so müßten wir denn auf diese Freude zu unserem schmerzlichsten Bedauern Verzicht leisten. Wir sind alle wohl und wünschen, daß dieser Brief Dich bei guter Gesundheit antreffen möge. Ich bleibe mit bestem Gruße Deine Schwägerin
Giovanna.“

Der eigentümliche Ton dieses Schreibens brachte in der Seele Tommasos eine seltsame Wandlung hervor. Der Gedanke, daß sie, Giovanna, ihm so nüchtern und kalt-verständig zur Verbindung mit einer andern raten konnte, hatte für sein Gefühl etwas Empörendes. Zwei, drei Tage lang kämpfte

er mit der Wucht dieser schmerzlichen Empfindungen. Dann ergriff ihn eine bittere Resignation.

„Ja, sie hat recht,“ murmelte er vor sich hin. „Der Buchstabe des Gesetzes verbietet ihr, sich unserer ehemaligen Schwüre zu erinnern. Sie verlegt freilich dabei ein höheres Gebot, das ihr heiliger sein sollte als alle menschlichen Satzungen; aber sie handelt in gutem Glauben. Am besten ist es, ich mach' ein Ende!“

Unwillkürlich dachte er an Laldomina. Der Groll, den er gegen Giovanna empfand, zeigte ihm das Bild der jungen Sizilianerin in zwiefach liebenswürdigem Lichte. „Wer weiß,“ sprach er zu sich selbst, „ob ich an ihrer Seite die Vergangenheit nicht völlig vergessen kann. Vielleicht versteht sie wahrer, glühender, inniger zu lieben als dieses stille, geduldige Herz mit seiner tugendsamen Gewissenhaftigkeit.“

Während der nächsten Tage zögerte er noch, aber je reiflicher er sich die Sache überlegte, um so energischer drängte es ihn zum Entschlusse.

Eines Abends hatte er Laldomina aus einem benachbarten Hause abzuholen, wo sie dem Hochzeitsfest einer Freundin beigewohnt hatte. Auf der Heimfahrt brachte er sein Anliegen vor, und als das Corricolo in den Hof rollte, war die schöne Catanierin seine glückliche Braut. Der Kuß, mit welchem er den jungen Bund ihrer Herzen besiegelte, glühte so leidenschaftlich, daß Laldomina ohne Eitelkeit überzeugt sein durfte, die Rolle Giovannas sei ein für allemal ausgespielt.

Drittes Kapitel.

Selten wohl befand sich ein Verlobter in einer so unklaren und von innerlichen Widersprüchen zermarterten Stimmung als Tommaso am Tage nach den zuletzt erzählten Be-

gebissen. Er empfand eine unleugbare Genugthuung, eine Befriedigung, wie man sie zu genießen pflegt, wenn man übermütigen Gegnern einen Tott angethan hat; — er war stolz auf den Besitz des lebenswürdigen Mädchens, nach deren Gunst so mancher Nebenbuhler verschmachtete, — und doch lag es ihm auf der Brust wie von einem unabwälbaren Alpdruck.

Er bedurfte geraumer Zeit, bis er sich so weit gefaßt hatte, um dem Vater Laldominas unbefangen gegenüberzutreten zu können.

Gennaro empfing ihn mit seiner gewohnten Herzlichkeit und Redseligkeit. Er hatte natürlich alles vorausgesehen und bereits Pläne für die Zukunft entworfen, die im wesentlichen mit den Absichten seines künftigen Schwiegersohns übereinstimmten.

Tommaso war nämlich zu dem Entschluß gelangt, sobald als möglich nach Torre del Greco zu reisen, sich mit seinem Bruder wegen ihres gemeinsamen Besitztums auseinander zu setzen und dann in Catania dauernd Wohnung zu nehmen.

Auch Laldomina zeigte sich mit diesem Vorhaben in jeder Beziehung einverstanden; ihr ging eben nichts über Sizilien und die duftigen Nebenhügel ihrer Vaterstadt.

Es war am 24. November 1861, als sich Tommaso im Hafen von Messina einschiffte. Bis dahin hatte er die Fahrt an Gennaros Seite im Wagen zurückgelegt. Der Glückliche gab ihm das Geleit bis aufs Deck des Dampfers und war erst zur Trennung zu bewegen, als die „Schwalbe“ die Anker lichtete.

Tommaso fühlte sich von diesen treuherzigen Freundschaftsbezeugungen Gennaros höchlich erbaut. In Torre del Greco hatte er nach seiner Heimkehr von Rom nur die geschraubtesten Verhältnisse, die peinlichste Gespanntheit gefunden. Hier im Schatten des Aetna schien dieser Fluch des Unbehagens sich lösen zu sollen.

Als Tommaso landete, wählte er sich gegen jeden Rückfall in die unselige Leidenschaft zu Giovanna hinlänglich gewappnet. Er hatte zu viel Bitterkeit und Weh gekostet, um nach wie vor schwach sein zu dürfen. Nichts härtet gegen die Anwandlungen einer unglücklichen Neigung mehr ab als „vernünftige Vorstellungen“ aus dem Munde der Geliebten. Giovannas Brief, der in so wohlwogener Klarheit die Verbindung mit Saldomina empfahl, war für Tommaso eine Art Talisman, an dessen unfehlbare Schutzkraft er von Stunde zu Stunde entschiedener glauben lernte.

Das erste Wiedersehen trug nicht dazu bei, diese heilsame Ueberzeugung zu erschüttern. Giovanna war so erkünstelt freundlich und doch so außerordentlich kühl gegen ihn, daß sich fast etwas wie verletzte Eitelkeit in ihm regte. „So recht von Herzen hat sie mich doch nie geliebt,“ sagte er zu sich selbst; „sonst könnte sie jetzt nicht diese stille, wolkenlose Glückseligkeit zur Schau tragen.“

Antonio bewillkommnete den Bruder mit einer sehr maßvollen Ruhe, der man bei unbefangener Beobachtung indes anmerkte, wie wenig er sich dem Betrogenen gegenüber sicher fühlte.

Als Tommaso das Paar von seinen Plänen in Kenntniß setzte, veränderte sich die Haltung beider nicht im geringsten. Man wünschte ihm Glück und Antonio erklärte sich bereit, die Vermögensverhältnisse so schnell als thunlich zu regeln.

Alles dies ging so klar und selbstverständlich von statten, daß Tommaso immer mehr an Giovanna irre ward. Er beschloß daher, um keinen Preis aus seiner Rolle zu fallen. Die junge Frau sollte sehen, daß auch er von seiner Thorheit geheilt sei.

Am Abend des vierten Dezember traf es sich, daß Antonio in Castellamare weilte. Es handelte sich um eine Geschäftsangelegenheit, deren Austrag für die beiden Brüder von

hoher Bedeutung war. Vor Mitternacht konnte er voraussichtlich kaum zurück sein.

Tommaso, der es unter diesen Umständen ängstlich vermied, der jungen Frau zu begegnen, saß einsam am Fenster seines Schlafgemachs und starrte hinaus nach dem blau-schwarzen Gipfel des Vesuv, der majestätisch in die klare Nachtluft emporragte.

Seit zwei Tagen war der Berg wieder in Aufruhr. Ueber dem Regal brodelte eine dunkle Rauchwolke, die in kurzen Zwischenräumen jäh aufleuchtete, um dann ebenso rasch wieder zu erlöschen. Dabei ließ sich von Zeit zu Zeit ein dumpfes Getöse vernehmen, das ganz eigentümlich auf die Nerven wirkte.

Tommaso öffnete das Fenster. Das wunderfame Phänomen gab ihm zu denken. Die Phantasie des Südländers verleiht dem geheimnisvollen Bergriesen, der den parthenopeischen Golf beherrscht, eine Art übernatürlicher Persönlichkeit. Man blickt zu dem Krater empor wie zu einem höheren Wesen, von dessen Gnade unser Wohl und Wehe abhängig ist. Ein Teil der Bignen, die zum Besitztum der beiden Brüder gehörten, lag in der unmittelbarsten Nähe des Aschenfegels. Hier konnte selbst eine Eruption von geringerem Umfange verhängnisvoll werden. Schon aus diesem Gesichtspunkte war es begreiflich, wenn der junge Mann dem Gebaren des düsteren Kolosses eine gesteigerte Aufmerksamkeit schenkte.

Giovanna mochte ähnlichen Erwägungen Raum gegeben haben, denn sie wandelte um dieselbe Zeit durch den Garten und erklimmte eine Anhöhe, von deren Gipfel aus der ganze Regal unbeeinträchtigt zu überblicken war.

Tommaso hörte ihre Schritte im Sande knirschen; er sah die schlanke liebliche Gestalt, vom Mondlicht umflossen, vorübergleiten, — und mit einemmale erwachte alles, was er für immer begraben glaubte, zu neuem unendlichen Leben. Es überkam ihn wie eine süße allgewaltige Offenbarung.

Die falschen Empfindungen, mit denen er die Glut seines Herzens künstlich eingedämmt hatte, barsten wie Glas, und in lodernden Strudeln brach die verhaltene Lava aus den Trümmern hervor. Ohne recht zu wissen, was er that, eilte er ins Freie — ihr nach, ihr, der einzig wahren Braut seiner Sehnsucht! Der Gedanke an Laldomina kam ihm jetzt wie ein Verbrechen, wie ein Frevel am Allerheiligsten vor. Mit dem Fanatismus eines Neubekehrten stürmte er in den Tempel, um sich vor der treulos verlassenen Göttin in den Staub zu werfen und ihre Vergebung zu erslehen.

Er traf sie im Laubengang. Sie stand im Begriff, nach dem Hause zurückzukehren. Von Liebe und Leidenschaft überwältigt, stürzte er ihr zu Füßen und umfing ihre Kniee.

„Giovanna!“ rief er in wahnsinniger Aufregung. „Es war alles Komödie! Dein, dein bin ich im Leben und im Tod und kein Gott soll uns trennen!“

Sie erschraf heftig und wollte entfliehen. Ehe sie sich indes losmachen konnte, war er emporgesprungen, um sie mit unwiderstehlicher Gewalt in die Arme zu schließen. Er bedeckte ihre Lippen mit brennenden Küffen. Er lachte und weinte und stammelte wie ein Kind.

Giovanna verlor die Fassung; alles um sie her schien sich im Kreise zu drehen; die Pulse flogen ihr wie im Fieber. Mit einem Zauberschlage war ihre noch vor kurzem so ruhige und verständige Natur verwandelt. Die Liebe schläft, aber sie stirbt nicht! Zitternd schmiegte sich das unglückliche Weib an die Brust des Mannes, dem sie von Rechts wegen angehörte; zitternd erwiderte sie seine Küffe, seine feurigen Liebkosungen, während heiße, vollschwellende Thränen ihr reichlich über die glühenden Wangen strömten.

Da horch! Durch die Stille der Nacht tönte es wie ferner Hufschlag. Giovanna zuckte zusammen.

„Fort!“ raunte sie dem Geliebten zu. „Es ist Antonio! Er kehrt früher zurück, als ich vermutet hatte.“

Hastig eilte sie in das Haus. Tommaso starrte ihr eine Zeitlang nach wie ein Träumender. Dann suchte er, von unsäglichen Empfindungen zermartert, sein Lager auf.

Am andern Morgen traf er Giovanna allein im gemeinsamen Familienzimmer. Sie war bleich und befangen. Offenbar kämpfte sie einen schweren Kampf. Mit sichtlicher Ueberwindung bat sie den jungen Mann, ihr für ein paar Augenblicke Gehör zu schenken.

Tommaso trat neben sie in die Fensternische. Sie sah ihm traurig ins Auge und begann dann mit feierlicher Stimme: „Kannst du mir verzeihen, Tommaso?“

„Verzeihen?“ fragte er befremdet.

„Ja, Tommaso. Ich bin schwach gewesen. Meine Schuld ist es, wenn es so weit mit uns kommen konnte. Laß mich zu Ende reden. Ich habe die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen; so bleischwer hat es mir auf der Seele gelastet. Tommaso — ich muß fürchten, von dir verkannt zu werden . . . Also hör' es noch einmal: Es ist aus zwischen uns beiden . . .“

„Und das sagst du mir jetzt, nachdem du mir die süßesten Hoffnungen erweckt hast?“ entgegnete Tommaso schmerzlich.

Sie schlug beschämt die Blicke zu Boden.

„Ich weiß, es war unrecht,“ sagte sie flehend, „und ich werde noch schwer dafür büßen müssen. Aber meine Thorheit von gestern soll mir wenigstens zur Lehre dienen! Kurz und bündig: du schwörst mir beim Grabe deiner Mutter, nie wieder zu vergessen, was du der Frau deines Bruders schuldig bist, oder ich setze Antonio noch heute von dem Vorgefallenen in Kenntniss. Ich will, ich kann, ich darf nicht schlecht werden. Lieber sterbe ich!“

Tommaso war wie niedergeschmettert. Aber was halfen ihm alle Einwände? Giovanna sprach so leidenschaftlich von ihren Pflichten und so überzeugend von seinen Verbindlich-

keiten gegen Saldomina, ihr schmerzlicher Blick war so beredt und gebieterisch, daß er ihr willenlos sein Wort verpfändete und nun zum zweitenmale entfagte, ohne das Warum zu begreifen. Seine naive, ungeschulte Natur kannte nur ein Recht, das Recht der Neigung, und das Weib, das er liebte, nötigte ihn, diesen Urquell seiner verwegenen Ansprüche als unlauter zu verwerfen. Es war hart für den Unglücklichen, aber er gehorchte.

Kurz nach diesem aufregenden Gespräch trat Antonio ins Zimmer. Er begrüßte den Bruder mit einem unsicheren, lauernden Blick. Tommaso, nicht minder befangen, glaubte anfänglich, Giovanna habe ihre Drohung wahr gemacht, noch ehe sie dieselbe ausgesprochen, und ihrem Gatten wenigstens in flüchtigen Andeutungen zu verstehen gegeben, was er von der Anwesenheit seines Bruders zu gewärtigen habe. Bald indes stellte es sich heraus, daß das eigentümliche Benehmen Antonios einen andern Grund hatte.

„Tommaso,“ begann er nach einer Pause, „wir haben schlechte Geschäfte gemacht.“

„Wieso?“ fragte der andre.

„Die breite Bigne am Luigipfade . . . du weißt ja, sie hat seit einer Reihe von Jahren keine sonderlichen Erträge geliefert . . .“

„Nun, und . . .“

„Nun, ich habe sie um eine sehr niedrige Summe loszuschlagen müssen. Ich dachte anfangs, es sei besser, zuvor noch einmal deine ausdrückliche Genehmigung einzuholen; aber der Signor bestand darauf, den Kauf ohne jede Verzögerung abzuschließen, und da ich ja noch von früher her Generalvollmacht besitze . . .“

Tommaso war durchaus nicht in der Stimmung, sich für Geschäftsangelegenheiten zu interessieren. Die Art und Weise Antonios hatte indes etwas so Auffallendes, daß er unwillkürlich lebhafter wurde.

„Nun, wie hoch beläuft sich die Summe?“ fragte er ungeduldig.

„Zwanzig Piafter,“ erwiderte Antonio, während er sich eifrig am Ärmel seiner Jacke zu schaffen machte.

„Bist du toll? Zwanzig Piafter! Warum nicht lieber zwanzig Grani?“

Antonio zuckte die Achseln.

„Der Augenblick war in jeder Beziehung ungünstig,“ sagte er mit affektierter Nachlässigkeit. „Der Marktpreis der Grundstücke ist während der letzten drei Jahre im stetigen Sinken begriffen. Zudem droht der Vesuv. Ich habe mein Möglichstes gethan.“

„Zwanzig Piafter!“ wiederholte Tommaso erbittert. „Eine Bigne, die mindestens ihre zweihundert wert ist! Das ist entweder eine niederträchtige Dummheit oder ein Bubenstreich!“

„Tommaso!“ rief Antonio erblassend. „Wage das nicht zum zweitenmale . . .“

Der junge Mann maß den Bruder mit einem verächtlichen Blick und kehrte ihm, vor geheimer Entrüstung zitternd, den Rücken. Antonio verließ, unverständliche Worte durch die Zähne murmelnd, das Zimmer.

Giovanna hatte diese unerquickliche Scene schweigend mit angesehen. Jetzt trat sie auf Tommaso zu und ergriff ihn schüchtern bei der Rechten.

„Beherrsche dich,“ flüsterte sie, „und sei nicht so heftig! Mir zuliebe, Tommaso! Du glaubst nicht, wie ich unter solchen Auftritten leide!“

Ehe er etwas erwidern konnte, war sie verschwunden.

„Glender Bube!“ knirschte er vor sich hin. „Du verdienst, daß ich dich zermalmte wie einen giftigen Wurm! . . . Wenn sie nicht wäre . . .!“

Im Verlaufe der nächsten vier Tage sprachen die beiden Brüder nur das Notwendigste miteinander. Auch zwischen

Tommaso und seiner Schwägerin herrschte eine eigentümlich gedämpfte Stimmung, die der Gelassenheit und Selbstbeherrschung täuschend ähnlich sah. Mit schärferem Blicke beobachtet, hatte diese Ruhe jedoch etwas Unheimliches, Beklemmendes: sie glich der Windstille vor dem Orkan, jener dämonischen Pause, in der die Wut der Elemente Kraft zu schöpfen scheint für das furchtbare Spiel der Zerstörung.

Am Morgen des achten Dezember begab sich Tommaso nach Castellamare, um persönlich den Rest seiner Angelegenheiten zu ordnen.

Düster und freudlos schritt er am Strande des Meeres entlang, dessen blaue Flut ihn nach wenigen Tagen an die sonnige Küste Siziliens tragen sollte.

Der Gedanke an seine neue Heimat, an Laldomina und ihre Liebe erfüllte ihn mit einem unbeschreiblichen Widerwillen. Er begriff nicht, wie es ihm möglich gewesen war, sich eine Zeitlang so unerhört zu belügen. Seit jenem Abend im Laubengang von Torre del Greco war Giovanna seine einzige Empfindung: sie beherrschte ihn jetzt, nachdem er sich vorübergehend dagegen empört hatte, mit einer Unumschränktheit, deren Kette nicht wieder abzuschütteln war.

Eine halbe Stunde mochte er so einhergeschritten sein, als er eine lange, dürre Gestalt in Schiffertracht auf sich zukommen sah.

Jählings schoß ihm das Blut nach dem Herzen. Er erkannte Pietro, den Freund Antonios, den Schurken, dessen gleißnerische Zunge ihn um das Glück seines Lebens betrogen hatte.

Mit einemmale stand alle Unbill, die er erlitten, alles Weh, das er erduldet, mit überwältigender Klarheit vor seiner Seele. Er gedachte jenes Festabends und seiner qualvollen Enttäuschung, der trüben, trostlosen Jahre in Rom, der öden, ziel- und zwecklosen Zukunft. Eine furchtbare Wut brachte ihm jeden Nerv in Aufruhr.

Ahnungslos war Pietro näher gekommen.

„Grüß Gott, Tommaso!“ rief er mit gellender Stimme, während er dem Verrathenen mit der Miene eines Judas die Hand entgegenstreckte. „Aber was hast du? Du schneidest ja ganz entsetzliche Gesichter!“

„Schuft!“ schrie Tommaso in einem Anfall von Raserei. „Kommst du mir endlich einmal unter die Finger?“

Mit diesen Worten packte er ihn an der Gurgel und würgte ihn, wie der verzweifelte Jäger eine wütende Bestie würgt.

Pietro stöhnte fürchterlich. Die Augen quollen ihm starr aus den Höhlen. Ueber sein ganzes Gesicht ergoß sich eine bläuliche Röte.

Der schauerhafte Anblick dieser verzerrten Züge brachte Tommaso zur Besinnung. Er ließ die Kehle des Elenden los und packte ihn bei den Armen.

„Niederträchtiger Hund!“ raunte er ihm zu. „Danke es deinem guten Sterne, daß ich dich nicht erdrosselt habe.“

Pietro rang noch immer nach Atem.

Tommaso schleppte ihn seitwärts in einen benachbarten Steinbruch, da in der Richtung von Torre del Greco mehrere Wagen des Weges daher kamen, denen er auszuweichen wünschte.

„So,“ sagte er, „und nun gebeichtet! Wenn du mir haarklein erzählst, was du damals mit meinem elenden Bruder geplant hast, so soll dir kein Leids geschehen! Zum Mörder werden um deinetwillen — nein, das wäre zu jammervoll, und eine Hundepeitsche habe ich nicht bei mir! Aber das sage ich dir: machst du den geringsten Versuch, um Hilfe zu rufen oder zu entweichen, so schlage ich dich zu Boden, daß du das Aufstehen vergiffest!“

„Um aller Heiligen willen,“ wimmerte Pietro, „welcher Lügenprophet hat mich bei dir verleumdete? Ich bin so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.“

„Wie? Du wagst noch zu leugnen? Muß ich deinem Gedächtnis zu Hilfe kommen?“

Pietro blickte dem Gegner scheu in das zornglühende Antlitz. Der bedrohliche Ausdruck dieser flammensprühenden Augen war nicht mißzuverstehen.

„Tommaso,“ stammelte er verwirrt, „ich schwöre dir, wenn ich geahnt hätte . . . Beim heiligen Januarius, ich dachte nichts Böses dabei . . .“

„Ich weiß alles. Jeder Versuch einer Beschönigung ist unnütz . . .“

„Wenn du alles weißt,“ ächzte Pietro, „weshalb soll ich dir's wiederholen . . .?“

„Jedenfalls bist du gründlicher eingeweiht als ich! Rede, oder es geschieht ein Unglück!“

„So gelobe mir erst, daß du mich's nicht entgelten läßt!“

„Ich habe dir schon gesagt, daß dir kein Leids geschehen soll. Nur ein Schuft wie du bricht sein Wort.“

Pietro biß sich auf die Lippen und begann dann mit unsicherer Stimme zu erzählen.

Tommaso lauschte, ohne den Bericht des Burschen auch nur mit einer Silbe zu unterbrechen. Nur das zuckende Spiel seiner Brauen verriet, was ihm bei dieser erneuten Bergegenwärtigung des erlittenen Unrechts durch alle Adern tobte.

Pietro war Menschenkenner genug, um zu beobachten, daß der Haß und die Erbitterung des Betrogenen sich immer ausschließlicher auf Antonio zu beschränken begann. Mit der ihm eigenen Schlaueit schlug er aus dieser Wahrnehmung Kapital.

„Glaube mir,“ sagte er, als er seine Erzählung geendet hatte, „die Geschichte hat mir mehr als eine trübe Stunde bereitet. Damals hielt ich alles für eine simple Liebesbetrügerei, und in der Liebe, heißt es, ist das Schlimmste erlaubt. Als ich dann späterhin merkte, daß er dich auch in

andern Dingen übervorteilte, da gingen mir erst die Augen auf, und oft hab' ich ihm ernst und eifrig ins Gewissen geredet. War es nicht niederträchtig, daß er den Ertrag Cures Besitztums zu zwei Dritteln in die eigene Tasche steckte? Und nun gar dieser Tage beim Verkaufe der Grundstücke . . .! Ich habe die Sache freilich vermittelt, aber das Aergste erfuhr ich erst nachträglich — und überdem, wenn ich's auch gewußt hätte . . . Ich bin ja nicht weiter dabei beteiligt, und niemand wird es einem armen Teufel verargen, wenn er gern ein paar Scudi verdient . . .“

Tommaso hatte den letzten Auseinandersetzungen Pietros nur mit halbem Ohre gelauscht. Die Erinnerung an den großen, unerseßlichen Verlust seiner Lebensfreude erfüllte ihn zu gewaltig, als daß diese nichtigen Geldangelegenheiten im Stande gewesen wären, sogleich seine Teilnahme zu fesseln. Jetzt ward er aufmerksam. Es that ihm wohl, ein neues Motiv des Hasses zu gewinnen, und mit einer gewissen Genugthuung forderte er den verschmitzten Gesellen auf, sich deutlicher zu erklären.

Die Sache war sehr einfach. Antonio hatte die Vigne allerdings um den Spottpreis von zwanzig Piafter verkauft, dafür aber von demselben Käufer für ein ihm allein gehöriges Grundstück, das höchstens vierzig Piafter wert war, hundertundzwanzig erhalten, so daß beide Teile auf Kosten Tommasos ein glänzendes Geschäft gemacht hatten. Pietro war, wie er behauptete, durch den Zufall zum Unterhändler geworden. Um sein Schweigen zu erkaufen, zahlten ihm beide Parteien einen entsprechenden Prozentsatz der Verkaufssumme.

Tommaso lachte wild auf.

„Ein herrlicher Junge, dieser Antonio!“ rief er mit dämonischer Heiterkeit. „Er hat nicht nur Glück in der Liebe, er hat auch Glück im Spiel!“

Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen. Pietro

blickte ihm stirnrunzelnd nach, bis er hinter den Vorsprüngen des Steinbruchs verschwunden war. Dann ballte er die Faust und murmelte zähneknirschend: „Maledetto!“

Tommaso schritt indes mit verdreifachter Eile dem Ziel seiner Wanderung entgegen. In kurzer Frist hatte er die kleine Strecke, die ihn noch von Castellamare trennte, zurückgelegt. In einer Osteria nahe der Marine machte er Rast. Gierig schlürfte er den kühlenden Capriwein, als wollte er das ganze Heer seiner wildzerrißenen Gedanken mit einemmale hinunterspülen.

Die neugierigen Fragen des Wirtes beantwortete er einfüßig oder gar nicht.

Nachdem er sich von der Aufregung der letzten Stunden einigermaßen erholt hatte, ging er ans Werk, seine Geschäfte zu regeln. Er traf die Personen, mit denen er zu verkehren hatte, sämtlich zu Hause. Alles war vorbereitet. Kurz, ehe der Campanile am Marktplatz die dritte Nachmittagsstunde schlug, konnte das letzte Aktenstück unterzeichnet werden.

Auf dem Heimwege überlegte er, was er dem betrügerischen Bruder gegenüber beginnen sollte. Sein beleidigtes Rechtsgefühl, sein glühender Haß beantwortete diese Frage in schneidiger Härte und Unversöhnlichkeit, aber die Rücksicht auf Giovanna trug schließlich, wie immer, den Sieg davon. Er beschloß, auch dieses verhältnismäßig geringfügige Unrecht schweigend über sich ergehen zu lassen und sich so bald als thunlich nach Sizilien einzuschiffen, um jeder Möglichkeit einer verhängnisvollen Zwistigkeit vorzubeugen.

Während er so in Gedanken verloren am Gestade des Golfs einherwandelte, erscholl plötzlich ein seltsames Schwirren und Rollen, das von Sekunde zu Sekunde lauter wurde und endlich die ganze Atmosphäre in zitternde Schwingungen versetzte.

Er blickte empor.

In seiner traumähnlichen Versunkenheit hatte er nicht bemerkt, was seit einer halben Stunde mit dem gespenstischen Bergfegel vorgegangen war. Eine gigantische Rauchwolke, vom vollen Glanze der Südländsonne beleuchtet, lagerte hoch im Azur über dem tosenden Krater, während immer neue Dampfmassen in dicht geballten Kolonnen nachqualmten. Der Kontrast von Licht und Schatten wirkte so wunderbar, daß Tommaso einen Augenblick wie geblendet stehen blieb und das unvergleichliche Naturschauspiel regungslos anstarrte. Dann ergriff ihn jenes geheimnisvolle Unbehagen, jene rätselhafte Beklommenheit, die den Menschen zu bannen pflegt, wenn er sich der entfesselten Allmacht der Elemente gegenüber sieht.

Er beschleunigte seine Schritte.

Mit einbrechender Dunkelheit erreichte er Torre Annunziata. Am Hafen war eine dichtgedrängte Menschenmenge versammelt, die in ängstlich gepreßter Stimmung die Fortschritte des Ausbruchs beobachtete. Tommaso trat auf einen alten, graubärtigen Schiffer zu, der, die Hände über der Brust gefaltet, schweigend auf einem umgestürzten Kahn saß, und fragte ihn, ob man ernstliche Befürchtungen hege.

Der Mann zuckte die Achseln.

„Anno zweiundzwanzig,“ sagte er mit etwas heiserer Stimme, die bei dem zunehmenden Gebrüll des Vulkans nur schwer verständlich war, „begann die Geschichte just wie diesmal. Die Ausbrüche von achtzehnhundertfünfzig und fünfundfünfzig waren Kinderspiele gegen dieses Ungewitter von Brand- und Flammengüssen. Wir glaubten, der jüngste Tag sei gekommen. Wenn die Rauchsäulen so himmelhoch in die Luft emporsteigen und von so heillosem Getöse begleitet sind, dann ist's nicht geheuer, verlaßt Euch darauf.“

Unterdes war es völlig Nacht geworden. Der Vulkan bot jetzt wohl den erhabensten Anblick, der einem irdischen Auge zu teil werden kann. Der Krater glich einer unermesslichen

Feuersbrunst. Blutrot bestrahlt, fauste der immer dichter emporqualmende Rauch zum Firmament auf. Die Lava wälzte sich in breiten Glutströmen an den Abhängen herab, höllischen Sturzfluten vergleichbar, alles vernichtend, was ihr in den Weg kam. Von Zeit zu Zeit flammte ein Punkt greller empor: es war eine Hütte, ein Landhaus, das, von den verheerenden Brandwogen ergriffen, aufflackerte wie ein Zündholz. Die glatte Meeresfläche spiegelte das grandiose Schauspiel majestätisch zurück. Die furchtbaren Donnerschläge, die den Ausbruch jetzt in unablässiger Aufeinanderfolge begleiteten, erhöhten den erschütternden Eindruck ins Dämonische.

Während die Bevölkerung von Torre Annunziata bestürzt nach den Kirchen eilte, um dem heiligen Januarius und der Mutter Gottes Kerzen und Weihrauch anzuzünden, schritt Tommaso in fiebernder Hast dem heimatlichen Torre del Greco zu. Ein Corricolo, das des Weges daherkam, nahm ihn auf, so daß er bereits nach Verlauf einer halben Stunde am Hafenplatz seiner Vaterstadt anlangte, wo sich ihm ganz derselbe Anblick ratloser Bestürzung darbot, der ihn am Strande von Torre Annunziata überrascht hatte. Dunkle Gerüchte von entsetzlichen Unglücksfällen erhöhten die allgemeine Bangigkeit. Eine Gesellschaft junger Inglesi — so behauptete man — die eine Besteigung des Kegels unternommen hatte, war von den hervorbrechenden Flammenstrudeln verschlungen worden. Alle Bienen und Anpflanzungen am südöstlichen Abhange des Berges sollten bereits von den unersättlichen Strömen vernichtet sein.

Tommaso eilte ohne Aufenthalt vorwärts.

In der oberen Stadt war die Bevölkerung schon am Werke, das Wertvollste ihrer Habe zusammenzuraffen.

Die Weiber weinten und beteten, die Kinder winselten herzerreißend, die Männer liefen bleich und verstört hin und her, um jetzt einen Arm voll Kleidungsstücke oder eine

Ladung Bettzeug auf die Karren zu packen, und jetzt ein zitterndes Maultier oder einen kläglich schreienden Esel zu zäumen.

Allenthalben herrschte die unsäglichste Angst, die trostloseste Verwirrung.

Immer gewaltiger lohnte die Glut des tosenden Vulkans zum dunkeln Nachthimmel auf, und immer furchtbarer dröhnte das betäubende Ungewitter der Explosionen. Alles menschliche Wollen und Können erschien in diesem brüllenden Riesenkampf der Elemente so ohnmächtig, daß sich selbst dem Mutigsten das Herz in der Brust zusammenschnürte.

In unbeschreiblicher Aufregung teilte Tommaso die fiebernden Massen und langte endlich atemlos und erschöpft an der Pforte seines Hauses an, wo ihn Giovanna mit dem Ausdruck sprachlosen Entsetzens begrüßte.

Antonio überhäufte ihn mit Vorwürfen.

„Kommst du endlich,“ rief er aus dem oberen Stockwerk ins Erdgeschloß. „Die Lava gönnt uns keine zwanzig Minuten mehr; sie wälzt sich schon am Felsen von Santa Maria vorüber! Zugegriffen, damit wir diese Stätte des Fluchs wenigstens nicht als Bettler verlassen!“

Tommaso trat näher. Antonio hatte im Vorzimmer ein großes Tuch ausgebreitet, auf welchem allerlei Gerät in buntem Durcheinander zerstreut lag.

„Was wir an Geld und Geldeswert besitzen, hat Giovanna zu sich gesteckt,“ keuchte er im Ton einer halbverhaltenen Wut, während er einen Pack prächtigen Linnenzeugs auf den Boden warf. „Geh hinüber in unser Schlafzimmer, und raff zusammen, was du schleppen kannst! Aber rasch, sonst holt uns alle der Teufel.“

Tommaso that schweigend, wie ihm der Bruder geheißen. Giovanna rüstete unterdessen im Hof ein zweiräderiges Wägelchen. Nach kurzer Frist hatte sie das kleine Fuhrwerk beladen. Mit heißen Thränen im Auge setzte sie

den weinenden Felice auf einen hastig geschnürten Ballen und schob dann die beschwerliche Last durch den Thorweg ins Freie.

„In zehn Minuten kommen wir nach!“ rief Antonio gellend vom Altan herab. „Wir treffen uns an der Marine in der Nähe des Bauplatzes!“

„Um Christi willen, verweilt nicht zu lange!“ antwortete Giovanna, während sie mit Aufbietung aller Kräfte bemüht war, den Karren im Gleichgewicht zu halten.

Tommaso hatte in der Zwischenzeit eine Kerze angezündet und sich in dem Gemach, das er seit der Vermählung seines Bruders nicht wieder betreten hatte, so schnell als möglich orientiert. Planlos trug er zusammen, was ihm unter die Hände fiel — hier ein Kruzifix, dort eine Decke, jetzt ein wertloses Bildnis Masaniellos und jetzt eine kostbare Armspange, die Giovanna in der Eile vergessen hatte.

Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Sein Blick fiel auf ein kleines Porträt, das, vom vollen Strahl der Kerze beleuchtet, in der Fensternische hing.

„Giovanna,“ stammelte er in schmerzlichem Entzücken.

In der That, es war Giovanna, hold und rosig, wie sie lebte und atmete. Jeder Zug des Gemäldes war von sprechender Ähnlichkeit. Um Stirn und Schulter schmiegte sich der wallende Brautschleier, reich und faltig wie der Mantel einer Königin. Ein leiser Hauch von Wehmut, der um die Lippen spielte, verlieh dem süßen Antlitz einen unbeschreiblichen Zauber der Wahrheit.

„So sollte sie mit mir vor den Altar treten,“ murmelte Tommaso dumpf vor sich hin, während ihm zwei große, funkelnde Thränen über die Wangen rollten. „Ich Elender, welches Paradies habe ich verloren!“

Von dem Weh seiner Erinnerungen überwältigt, hörte er nicht, wie sich die Thür öffnete.

„Himmel und Hölle!“ schrie Antonio mit halberstickter Stimme. „Bist du toll, daß du hier gaffst und die Hände

in den Schoß legst? Wir werden so wie so nur das Notdürftigste vor dem Verderben retten, und du stehst hier und hältst Maulaffen feil wie ein Lazzarone!"

Tommaso wandte sich um. Noch nie war ihm das ganze Wesen des Bruders so verabscheuungswürdig vorgekommen als in diesem Augenblick. Ein wahrer Sturm des Hasses regte sich in seiner Brust. Alles, was ihm Antonio angethan, trat mit furchtbarer Lebendigkeit vor seine Seele: die Lava floß über.

„Schurke,“ rief er mit dem Ausdruck eines Wahnsinnigen, „willst du mir selbst den Anblick ihres Bildes verwehren, nachdem du mich um ihre Liebe betrogen hast? Fahr' zur Hölle!“

Er holte zu einem zermalmenden Schlag aus. Mit nerviger Faust traf er den Gegner mitten auf die Stirn.

Antonio brach bewußtlos zusammen.

In diesem Augenblick erscholl von der Straße her ein entsetzliches Wehgeheul.

„Die Lava kommt!“ so brüllte und wetterte es in allen Tonarten durch die Scharen der Flüchtigen.

Tommaso stand einige Sekunden lang wie versteinert. Es überrieselte ihn eiskalt vom Wirbel bis zur Zehe . . .

Da lag der verhaßte Räuber seines Glückes, der heuchlerische Dämon, der ihn von dem Abgott seiner Liebe trennte. Er brauchte den Hilfslosen nur einfach liegen zu lassen, er brauchte nicht selbst das Band zu zerreißen, das den Verhaßten ans Dasein fesselte — und Giovanna war frei.

„Mörder, fluchwürdiger Mörder!“ rief die Donnerstimme seines Gewissens.

„Giovanna frei! Giovanna dein Weib!“ jauchzte der Wahnsinn der Leidenschaft.

Und von neuem heulte es gell und furchtbar auf den wühlenden Gassen: „Die Lava kommt!“

Noch einen Augenblick zögerte er. Da streifte sein

Auge zum zweitenmal das Bildnis der Geliebten. Ein gespenstischer Schauer durchzuckte seinen Körper. Er atmete tief auf und stürzte hastig von dannen.

Wenige Minuten später hatte das Landhaus der beiden Brüder aufgehört zu existieren.

Viertes Kapitel.

Zehn Jahre später.

Torre del Greco, das durch den Ausbruch von 1861 fast zur Hälfte zerstört wurde, ist aus seinen rauchenden Trümmern verjüngt ans Licht erstanden.

Unbelehrt durch die furchtbarsten Schicksalsschläge, wagt sich dieses leichtlebige Volk immer und immer wieder an den Rand des Verderbens und vertraut stets aufs neue dem trügerischen Frieden einer Natur, die vielleicht schon über Nacht mit der ambrosischen Braue zuckt und die tollkühnen Pygmäen in die Tiefe des Abgrundes schleudert.

Es ist fünf Uhr nachmittags. Ueber dem Golfe Parthenopes funkelt ein unvergleichliches Sonnengold. Dem gigantischen Regel des Vesuv entbrodeln leichte, vergängliche Wölkchen. Die violetten Konturen des Monte San Angelo zeichnen sich voll und üppig am blendenden Himmel ab. Drüben in der lauschigen Bucht schimmern die hellen Häuser von Castellamare, Vico und Sorrent. Rings in der weiten Runde grünt und leuchtet der üppige Südländsfrühling so reich und überschwenglich, als ob der Tod eine Fabel wäre. Knospe drängt sich an Knospe, Zweig an Zweig, Blüte an Blüte. Pinien und Feigen, Orangen und Zitronen, alles trieft in gleicher Weise vom Segen des jungen Jahres, und selbst die erstarrten Wogen des Lavastromes, der sich in schwarzbraunen Windungen bis ans Gestade des Meeres

erstreckt, überkleiden sich hie und da mit einer versöhnenden Schicht von Moos und Farnkräutern.

Etwa hundert Schritte oberhalb der Stelle, wo einst Antonios Heimwesen gestanden, erhebt sich jetzt ein stattliches Haus, dessen hellglänzende Front nach Neapel und dem Vorgebirge des Posilippo hinübersieht.

In dem Garten, der sich terrassenförmig an die nordöstliche Seite des Gebäudes anschließt, lehnt unter dem Nebendach auf der steinernen Bank ein ruhiger, fast würdevoller Mann, der einst so leidenschaftliche Tommaso. Die junge, immer noch blühend schöne Frau neben ihm ist Giovanna, seine Gattin. Fernab auf dem prächtigen Rasenplatz tollt der zwölfjährige Felice mit einem großen Neufundländer, während das achtjährige Töchterchen Tommasos jenseits des Weges zwischen den Beeten kauert und Blumen zum Kranze windet.

Tommaso und Giovanna scheinen in ernstem Gespräch begriffen. Von Zeit zu Zeit fliegt es über die Züge des Gatten wie eine düstere Wolke; aber gleich darauf triumphiert die Klarheit einer unbeeinträchtigten Selbstbeherrschung, und nur ein leiser Schatten in dem tiefdunklen Auge könnte dem scharfen Beobachter verraten, daß diese kühle Gelassenheit erkünstelt ist.

„Er wird ihm von Tag zu Tag ähnlicher,“ sagte Giovanna mit einem nachdenklichen Blick auf den Knaben, den der Zufall des Spiels jetzt mehr in ihre Nähe gebracht hatte. „Es ist ganz dasselbe schöne und doch so seltsam verschlossene Gesicht mit den dunklen Brauen und den lebhaft funkelnden Augen!“

„Findest du?“

„Unbedingt! Sieh nur jetzt, wie er den Arm hebt und den Kopf wendet! Diese Bewegung war ganz Antonio!“

Tommaso biß sich unmerklich auf die Lippen.

„Seit einiger Zeit beschäftigt sich deine Phantasie wieder

besonders eifrig mit dem Bild des Verstorbenen," sagte er nach einer Pause mit einem Lächeln, das halb freundlich, halb gleichgültig sein sollte.

"In der That, es ist so," versetzte Giovanna. „Je größer der Zeitraum ist, der sich zwischen das Jetzt und das Einst legt, um so unbefangener erinnere ich mich der Vergangenheit. Den Toten soll man nicht grollen, und was er auch gegen dich und dein Glück gesündigt hat, mir gegenüber war er stets ein liebevoller Gatte. Ach, und erscheint nicht die schwerste Schuld reichlich gesühnt durch sein entsetzliches Ende? Dich, Tommaso, hab' ich von Anbeginn heiß geliebt, und als es in Ehren geschehen konnte, ward ich die deine mit Leib und Seele; aber trotz der Erbitterung, die ich in mancher trüben Stunde vergeblich niederzukämpfen suchte, kann ich jetzt, nachdem alle Trübsal hinter mir liegt, nicht vergessen, daß er dein Bruder, daß er der Vater meines Felice ist. Geht es dir nicht auch so, mein Bester?"

Sie blickte ihm mit dem Ausdruck innigster Liebe ins Angesicht und umschlang ihn mit beiden Armen.

"Gewiß," entgegnete Tommaso, indem er sie sanft auf die Stirn küßte. „Auch ich klage nicht länger über die verlorenen Jugendjahre. Bist du nicht mein Weib? Hat sich nicht alles zum guten gewendet?"

Giovanna starrte einige Sekunden lang wie selbstvergessen vor sich hin.

"Wahrhaftig," sagte sie nach einer Weile, „wenn ich so die Ereignisse der letzten fünfzehn Jahre an meiner Seele vorübergleiten lasse, so ist mir manchmal zu Mute, als hätte ich das alles geträumt! Welche Schicksalswendungen in diesem kurzen Zeitraum! Wir haben schwere, qualvolle Stunden durchlebt, und doch erkenne ich selbst in diesen Prüfungen die liebevolle Hand des Allmächtigen, der uns zu unserm eigenen Heil auf dunklen Bahnen führte. Erinnerst du dich noch, wie trostlos wir zusammen am Strande saßen? Stunde

um Stunde verstrich. Du bebtest vor Angst und Aufregung am ganzen Leibe, ich weinte wie ein Kind und ahnungslos lag der kleine Felice in den Decken und schlief trotz der furchtbaren Donnerschläge, die unaufhörlich die Luft erschütterten. Was ich in diesen Stunden des Jammers und der Verzweiflung gelitten, läßt sich nicht schildern; — ich glaubte, ich könne nie, nie wieder froh werden! Noch überrieselt's mich eisig, wenn ich an den gespenstigen Flammenstrom denke, der immer näher und näher kroch und erst im Abgrund des Meeres seine Wut stillte! Und von diesem lodernnden Ungeheuer war er verschlungen worden, rettungslos, unwiderruflich . . . Es war zum Wahnsinnigwerden!"

Sie preßte ihr Gesicht in die Hände und schüttelte sich. Tommaso zerpflückte einen Cypressenzweig und sagte dann mit ziemlich farbloser Betonung: „Es war eben sein rastloser Eifer für das Wohl seiner Familie, der ihn auf so gräßliche Weise ins Verderben stürzte. Hätte er sich entschließen können, den Rest seiner Habe den Flammen zu überlassen, wär' er mir nachgefolgt, als ich meinen letzten Warnungsruf erschallen ließ. . . . Doch wozu diese trübseligen Schreckensbilder an einem so wonnigen Frühlingstag? Laß uns lieber von unserm Glück plaudern, von unsern Plänen und Hoffnungen.“

„Du hast recht, Tommaso! Sieh nur, da bringt uns Carlotta eine prächtige Guirlande! Komm, *dolcissima*, zeige dem Vater, was du gewunden hast!“

Das Kind eilte herzu und schmiegte sich zärtlich an die Mutter, während es den Kranz wie zögernd in der kleinen Hand wog.

„Die Blumen sind für dich, Mama,“ sagte sie nach einer kleinen Weile, während ihr kluges Auge einen prüfenden Blick auf den Vater warf. „Papa ist böse auf mich!“

„Kleine Närrin,“ lachte Giovanna, „wie kommst du auf solche Thorheiten?“

„Er hat mich fortgeschickt, als ich nach Tisch mit ihm spielen wollte.“

Tommaso runzelte flüchtig die Stirn. Dann sagte er mit erzwungener Heiterkeit: „Nicht doch, mein Kind, ich spiele sehr gern mit dir. Komm nur und sag', was es werden soll! Willst du den Ball holen?“

„Für heute ist es zu spät,“ sagte Giovanna, indem sie die Kleine bei der Hand nahm; „wir müssen noch in die Stadt, um die Patin zu besuchen; nicht wahr, Carlotta?“

Das Kind nickte. Giovanna küßte ihren Gemahl auf die Wange, rief ihrem Knaben ein munteres: „Addio, Felice!“ zu und verschwand im Hause.

Tommaso saß geraume Zeit regungslos, die Arme über der Brust gefaltet, das Haupt nach rückwärts an das Gatter der Laube gelehnt, die Augen geschlossen, wie unter dem Einfluß eines schmerzhaft grellen Lichteffects. Vor seinen inneren Blicken zog in der That eine Reihe von Bildern vorbei, die auf sein Gemüt in ähnlicher Weise einwirkten, wie der ungemilderte Glanz des Sonnenballs auf den Sehnerv. In allen Fibern seines Wesens zuckte er zusammen. Ein heimlicher Schauer bebte in stets erneutem Wogenschlag durch seine Seele; in der Gegend des Herzens empfand er einen Druck wie von physischem Schmerze.

Immer und immer wieder klangen ihm die Worte des unschuldigen Kindes im Ohr, das ihn so ahnungslos und doch so vernichtend an sein Verbrechen erinnerte hatte. Es war ihm zu Mute, als habe das Auge der Kleinen in der Tiefe seines ureigensten Wesens die geheimnisvolle Schrift gelesen, deren Züge er bis jetzt so meisterhaft zu verbergen mußte.

Konnte denn diese Erinnerung nicht endlich kalt und starr werden, wie der Lavastrom erstarrt und erkaltet war, in dessen verschwiegener Undurchdringlichkeit der Verlorene begraben lag?

War es nicht möglich, daß dieser bittere, unablässig wühlende Quell versiegte oder den Weg in das große Meer fand?

Der Unglückliche unterdrückte nur mit Mühe ein wildes Stöhnen, das sich aus seiner gequälten Brust rang. Warum ergriff ihn gerade jetzt die Vergangenheit mit so unwiderstehlicher Allgewalt?

Jahrelang hatte er dem Schicksal getrotzt und sein Gewissen in den Schlaf gewiegt. Wenn sich ja von Zeit zu Zeit jene dumpfe Beklommenheit regte, die uns mit heimtückischer Hand die Kehle zusammenschnürt, die gespenstige Anwandlung niederzuwerfen und sich frei zu machen.

War er denn überhaupt ein Mörder? Er hatte ja nur zugelassen, daß die Gewalten des Fatums unbeeinträchtigt ihren Weg gingen. War es seine Schuld, wenn Antonio ihn gerade in dem Augenblick beleidigte, da die gerechte Gegenwehr des Verletzten dem Beleidiger verhängnisvoll werden mußte?

Und wenn selbst der Tod des Bruders ihm thatsächlich zur Last fiel, — war es wirklich so ruchlos, so verabscheuungswürdig, einem verhassten Feind gegenüber, der ihm mehr, weit mehr als das Leben geraubt hatte, das Recht der Vergeltung zu üben? Nein, und tausendmal nein!

So oft diese Fragen in ihm aufstachen mochten, stets hatte er seine Sache siegreich zu verteidigen gewußt. Er war an der Seite Giovannas glücklich gewesen, er hatte es nie für möglich gehalten, daß seine Kraft erlahmen, daß seine Standhaftigkeit unterliegen könne.

Und jetzt fühlte er seit mehr als einem Jahre, wie sich seine tröszige Energie von Tag zu Tag entschiedener auflöste, wie ein unnennbares Gewebe peinvoller Empfindungen an die Stelle dessen trat, was er ehemals in geheimen Selbstgesprächen seine Vorurteilslosigkeit und sein unverkümmertes Talent zum Glück genannt hatte.

Die Wahrnehmung dieser fortschreitenden Verwandlung erfüllte ihn mit einer so unsäglichen Angst, daß er mitunter an sich halten mußte, um der ahnungslosen Giovanna nicht jählings die Binde von den Augen zu reißen.

Wie er so in dumpfer Erstarrung darsaß, alle Sinne von der Betrachtung der Außenwelt abgezogen, nur mit Vergangenheit und Zukunft beschäftigt — fühlte er plötzlich, wie sich eine Hand leise auf seine Kniee legte.

Erschreckt blickte er auf. Ein Schrei des Entsetzens tönte hell von seinen zuckenden Lippen.

„Antonio!“ rief er, während seine Hände sich wie abwehrend ausstreckten. „Was willst du?“

Felice machte ein betroffenes Gesicht.

„Warum nennst du mich Antonio?“ fragte er mit einem ernsten Blick auf die unheimlich arbeitenden Züge des Vaters. „Du hast wohl geschlafen und einen Traum gehabt?“

„Ja, mein Junge,“ sagte Tommaso, seine Fassung wiedergewinnend, „ich war entschlummert und konnte mich im ersten Moment nicht zurecht finden. Komm, erzähl' mir ein wenig, wo du dich heute herumgetrieben hast.“

Der Knabe trat dicht zu Tommaso heran und begann in seiner kindlichen Weise zu plaudern. Jetzt sprang auch Campidoglio, der große, schwarze Neufundländer, herbei und legte das zottige Haupt seinem Herrn zutraulich in den Schoß, während er behaglich mit dem Schweif wedelte.

Tommaso schien indes noch immer unter dem Banne seiner düster beklommenen Gefühle zu stehen. Er gab auf die Fragen des Kindes so einsilbig als möglich Antwort und lehnte nach einer Weile wieder rückwärts gegen das Gatterwerk. Zwei, drei Minuten lang weilte sein Auge wie geistesabwesend auf Felices Angesicht. Dann plötzlich fuhr er empor, packte den Knaben mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wut an der Kehle und schüttelte ihn, als wollte er ihn erwürgen.

Das Kind stieß unartifulierte Laute der Furcht und des Schmerzes aus. Der Hund heulte und sprang in großen Sätzen an Tommaso hinauf, wie um für den Knaben Fürbitte einzulegen.

Es währte einige Sekunden, bis das fieberisch aufgeregte Blut Tommasos zur Besinnung kam. Dann aber übermannte ihn das Unmenschliche und Wahnsinnige seiner Handlungsweise mit zerfnirschender Allgewalt. Er preßte den Knaben an sein Herz und überhäufte ihn mit stürmischen Liebkosungen.

„Felice, mein armes Kind,“ flüsterte er in überschwenglicher Zärtlichkeit. „Was habe ich gethan? Mein unseliger Traum . . . Ich fürchte, ich bin krank.“

Es gelang ihm nur mühsam, den weinenden Knaben zu beruhigen. Endlich versiegte der Strom seiner Thränen und sein Schluchzen verstummte. Aber ein unbeschreiblicher Ausdruck von Scheu und Seelenangst lagerte noch um die krampfhaft verzogenen Brauen, und der Mund bewegte sich wie in heimlich gemurmelten Vorwürfen.

Wohl eine Stunde lang beschäftigte er sich mit dem Kleinen, unablässig kosend und scherzend, als wolle er die Erinnerung an diesen unerquicklichen Zwischenfall um jeden Preis aus der kindlichen Seele tilgen.

Dann erhob er sich, nahm Felice bei der Hand und führte ihn nach dem Wohnhause.

„Fotta,“ sagte er eintretend zu einem freundlichen Landmädchen, das in der Küche beschäftigt war — „du könntest unserm Felice ein wenig Gesellschaft leisten. Er ist etwas angegriffen, und ich möchte nicht, daß er noch länger draußen herumtollt.“

Das Mädchen nickte.

„Ich bin gleich fertig, Signore! Komm, Felice, setz' dich dort drüben unter das Fenster. Ich erzähle dir die Geschichte vom armen Torquato und der schönen Cleonore.“

„Ich mag nichts hören,“ entgegnete Felice niedergeschlagen. „Mein Hals schmerzt, und ich habe Kopfschmerz.“

Tommaso machte eine Bewegung, als wolle er dem Knaben Schweigen gebieten. Dann mit einem fast weltmännischen Lächeln sich zu Isotta wendend: „Der Ärmste!“ sagte er mit kühler Betonung. „Die ungewohnte Hitze des Frühlingstages hatte mich eingewiegt; in der Schlaftrunkenheit packte ich zu und fassete meinen Jungen an der Kehle, als ob ich mit einem Briganten zu thun hätte! Nun, es wird hoffentlich nichts zu sagen haben. Wenn er noch weiter klagen sollte, kannst du ihm ja einen Kräuterumschlag bereiten.“

Mit diesen Worten schritt er an der Küche vorüber, dem oberen Stocke zu, wo sich die Wohnräume befanden. Er warf sich auf einen Stuhl und schloß die Augen, wie vorhin im Schatten des Nebendaches, um gleich darauf emporzuspringen und im Zimmer auf und nieder zu rennen. Fünf Minuten lang dröhnten so seine Schritte durch die einsame Stille, schwer und hastig wie die Atemzüge einer geängstigten Brust. Dann nahm er den Hut vom Simse und stürmte die Treppe hinunter.

Er wollte ohne weiteres ins Freie eilen. Unmittelbar vor der Hausthür schien er sich indes eines Besseren zu besinnen. Möglichst gelassen und gleichgültig trat er auf die Schwelle der Küche, in deren Hintergrund Felice noch immer bewegungslos neben dem Herde saß, während Isotta sich eben anschickte, ihre Arbeitsschürze mit einem zierlichen Grembiale zu vertauschen.

„Ich habe noch einen notwendigen Gang in die Stadt,“ sagte er ruhig. „Vor Dunkelheit werde ich schwerlich zurück sein.“

Und somit verließ er in gemessener Haltung das Haus und stieg den kleinen Fußweg hinab, der sich einige hundert Schritte abseits von dem versteinerten Lavaström nach der Tiefe senkte.

Niemand dachte zu dieser Frist weniger an geschäftliche Besorgungen als Tommaso. Es war nur ein unbestimmter, aber eben deshalb vielleicht nur um so wilderer Drang nach gewaltsamer Zerstreung, der ihn zu Thal führte. Schon nach wenigen Minuten bog er links ab und verlor sich in der grünen Dämmerung der Gärten und Bienen, die sich hier, noch unverfehrt von den feindlichen Naturgewalten, bis in die unmittelbarste Nähe des steilen Geröllfelds heraufzogen.

Ohne Ziel schweifste er so zwischen den Hecken her, jetzt eine beschwerliche Windung hinanklimmend, und kurz darauf wieder bergab taumelnd, einem gelehrten Botaniker vergleichbar, dem der Weg Selbstzweck ist. Zwei Landleute, die ihm begegneten, blickten einander mit einem pfiffigen Lächeln an, als wollten sie sagen: Der hat nach guter alter Sitte zu viel mit der gläsernen Jungfrau geplaudert. Aber Tommaso achtete nicht darauf; er stürmte weiter, als ob ihm die Furien leibhaftig auf den Fersen säßen.

Er hatte die Hauptstraße vermieden, um seiner Gattin und der kleinen Carlotta nicht zu begegnen. Er, der sich sonst so vollkommen zu beherrschen wußte, empfand jetzt eine Art von Grausen vor dem milden Blick seines angebeteten Weibes, eine teuflische Angst vor dem harmlosen Kinde, das seinem aufgeregten Zustand im Lichte einer naiven Prophetin erschien. So sehr überschätzte er die Bedeutung der wenigen Worte, die Carlotta, vielleicht in der Anwandlung einer kindischen Laune, aber jedenfalls ahnungslos in den Tag hinein geredet.

Dieses planlose Umherstreifen brachte ihn schließlich gegen seine Absicht in die Nähe einer Osteria, die, von prächtigen Ulmen überschattet, etwa fünf Minuten seitwärts von der Fahrstraße lag.

Erschöpft, wie er war, hieß er den Zufall willkommen, der ihm hier eine flüchtige Rast bot. Es fing ohnehin auf

den steinigen Pfaden an, gefährlich zu werden, denn die hereinbrechende Dunkelheit ließ kaum mehr erkennen, wohin der Wanderer den Fuß zu setzen hatte, um nicht die Knöchel zu brechen. Er trat also ein, rief der alten runzeligen Wirtin ein mürrisches „un fiasco!“ zu und schritt durch den Hof in ein kleines Gärtchen, wo ein paar Steintische, von wackeligen Stühlen umringt, zur Ruhe einluden.

An einem der hintersten Tische, schon ganz und gar in die Schatten der sinkenden Nacht vergraben, saß ein schweigsamer Gast, das Haupt nachdenklich in die Hand gestützt. Er schien den Ankömmling nicht zu beobachten. Auch Tommaso nahm von seinem stillen Partner keine Notiz. Ohne zu grüßen, ließ er sich auf den nächsten Stuhl nieder und erwartete dumpf vor sich hinbrütend das Erscheinen der Kellnerin.

Nach drei Minuten trippelte ein halbwüchsiges Mädchen mit einer dickbäuchigen Binsflasche über den Hof.

„Hier, Signore,“ sagte sie mit gezielter Höflichkeit, „soll ich dem Signore ein Windlicht hinaussetzen?“

„Nein, ich danke,“ entgegnete Tommaso mürrisch, indem er ein Geldstück auf den Tisch warf. „Hier nimm, was kostet der Wein?“

„Zwanzig Soldi,“ sagte das Mädchen. „Es ist gerade recht so.“

Mit linkischem Gruße huschte sie von dannen, während Tommaso unwillkürlich aufseufzend das plumpe, fast viereckige Glas füllte.

Der Fremde war bei den wenigen Worten, die Tommaso geredet hatte, aufmerksam geworden.

Er beugte sich ein wenig vor und versuchte, der Dunkelheit zum Trotz, die Gesichtszüge des Sprechers ins Auge zu fassen.

Wie Tommaso jetzt das Glas zum Munde führte und es hastig bis auf den letzten Tropfen leerte, schien der

schweigsame Zecher ihn erkannt zu haben, denn eine seltsame Bewegung ging durch die ganze dunkle Gestalt, und ein mehrfach wiederholtes Rücken des Stuhles knirschte unruhig über den Kiesboden.

Tommaso wandte den Kopf. Er vermutete, sein Gegenüber wüßte ein Gespräch anzuknüpfen und schicke einstweilen diese unbeholfenen Signale als Vorposten ins Gefecht. Obgleich er sich keineswegs in mitteilbarer Stimmung befand, fühlte er doch mit einemmale ein unbestimmtes Verlangen, dieser vermeintlichen Absicht auf halbem Wege entgegenzukommen. „Vielleicht“ — so dachte er — „bringt mich das müßige Geschwätz dieses einsamen Wanderers auf andre Gedanken.“

„Es war schwül heute,“ sagte er nachlässig, während er von neuem nach dem Fiasco griff. „Wenn das so fortgeht, wird ehestens der letzte Grashalm zu Staub verdorrt sein.“

Der Fremde blieb schweigsam.

„Ihr seid wohl schwerhörig, mein Verehrtester?“ fügte Tommaso nach einer Pause hinzu.

Der Unbekannte erhob sich und kam langsamen Schrittes aus seiner Finsternis hervorgewandelt. Es war eine untersetzte Gestalt in grauweißem Vollbarte. Schwer und zögernd setzte er einen Fuß vor den andern, als koste es ihm die heftigste Ueberwindung, sein Vorhaben auszuführen. Plötzlich blieb er stehen, holte tief Atem und murmelte dann mit wundersam erregter Stimme, aber doch leise und heimlich, wie im Selbstgespräch vor sich hin: „Beim Blute des Heilands! Er ist's!“

Tommaso stutzte.

„Was wollt Ihr?“ fragte er im Tone des höchsten Befremdens. „Wen glaubt Ihr vor Euch zu sehen?“

In diesem Augenblicke erschien die Kellnerin mit einer trüb flackernden Dellampe.

„Es wird doch zu dunkel hier draußen,“ sagte sie geschäftig, während sie das Licht auf einen der entfernteren Tische setzte. „Befehlen die Signori sonst noch etwas?“

Sie erhielt keine Antwort. Tommaso hatte beim Schimmer des qualmenden Dochtes den greisen Gennaro von Catania, den Vater seiner ehemaligen Verlobten, erkannt.

Das Mädchen entfernte sich mit einer halblauten Bemerkung. Die beiden Männer aber rührten sich nicht. Wie versteinert blickten sie einander an. Nur um den silbernen Bart des Alten suchte und spielte es wie vom Branden einer tiefen Gemütsbewegung.

Fast eine Minute verharrten sie so in regungslosem Schweigen. Endlich sprang Tommaso auf wie ein Mensch, dem nach lange ertragener Unbill die Geduld reißt. Trotzig kehrte er seinem Nachbar den Rücken und eilte der Pforte zu.

Gennaro vertrat ihm hastigen Schrittes den Weg.

„Nicht doch, Tommaso,“ stammelte er verwirrt. „Warum begegnen wir uns als Feinde?“

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte Tommaso stirnrunzelnd.

„Berweilt nur noch fünf Minuten und Ihr sollt alles erfahren.“

Tommaso zögerte.

„Ich dünkte, unter gewissen Verhältnissen wäre es ratsam, alle weiteren Zwiesgespräche abzuschneiden.“

„Fürchtet nicht, daß ich Euch ernstlich belästigen werde. Ich erfülle nur ein Versprechen, eine feierliche Zusage . . . *Laldomina* . . .“

Tommaso machte eine Geberde des Mißbehagens.

„Wir sind ja Männer,“ fuhr Gennaro treuherzig fort, während er dem ehemaligen Freunde die Hand entgegenstreckte. „Ihr habt mir sehr wehe gethan, Tommaso, aber ich grolle Euch nicht. Jeder Mensch ist Herr seines Willens, und wenn es Euch nach reislicher Ueberlegung leid wurde . . .“

„Kurz und bündig, womit kann ich Euch dienen?“

„Setzt Euch nur einen Augenblick hier an den Tisch her. Es ist eine Bitte, deren Erfüllung . . . eine ganz geringfügige Bitte . . .“

„Ich bin in der That begierig,“ sagte Tommaso, indem er wieder vor dem halbgeleerten Fiasco Platz nahm. Gennaro setzte sich ihm schräg gegenüber.

Nach einer kurzen Pause begann Gennaro wie folgt:

„Ihr mögt nun denken, was Ihr wollt, ich kann's nicht ändern, und Gott weiß, daß es mich Kämpfe genug gekostet hat: aber die Liebe eines bekümmerten Vaterherzens überwindet das Schwerste. Wenn ich Euch nicht hier in der Osteria getroffen hätte, ich wäre morgen in aller Frühe in Eure Wohnung gedrungen auf die Gefahr hin, wie ein lästiger Bettler vor die Thür gewiesen zu werden.“

Seine Stimme zitterte. In Tommasos Brust regte sich eine peinliche Empfindung, die er durch eine gewisse Schroffheit der äußeren Haltung vergebens zu bemänteln strebte.

„Seht Ihr,“ fuhr Gennaro mit immer wachsender Erregung fort, „ich weiß ja sehr wohl, wie alles gekommen ist. Ihr hattet Eure Liebe zu Giovanna trotz aller Zwischenfälle in Rom und Sizilien nicht vergessen, und als sich nun durch den Tod Eures Bruders die Aussicht bot, das unwiederbringlich Versäumte nachzuholen, da besannt Ihr Euch keinen Augenblick. Ich verüble Euch das durchaus nicht, denn Giovanna hatte ein früheres Anrecht auf Eure Neigung als mein armes, unglückliches Kind, und wenn sich alles offen und ehrlich gestaltet hätte, so wäre sie mit Gottes Hilfe wohl darüber hinausgekommen. Wie ich Euch kannte, hätte ich von Euch erwartet, daß Ihr frank und frei mit der Wahrheit hervorgetreten wäret, ohne erst lange mit einem Herzen zu spielen, das Ihr zu verlassen gedachtet. So aber habt Ihr monatelang eine Komödie fortgesetzt,

die Euch allerdings der Aufgabe überhob, selbst das entscheidende Wort zu sprechen, die aber schnöder und grausamer war als eine kurze, unummundene Absage. Nun, auch hierfür ließen sich Gründe der Klugheit zu Markte bringen. Giovanna hätte vielleicht Bedenken getragen, ihr Glück mit dem Opfer einer treulos Verlassenen zu erkaufen, während sie dem Mann, dem die Braut, wie es schien, aus eigenem Antrieb den Laufpaß gegeben hatte, ohne Gewissensbisse die Hand reichen durfte. Aber grausam war Euer Verfahren darum doch, grausamer, als Ihr vielleicht ahntet . . .! Laldomina hat nicht nur den Traum ihrer Jugend begraben, sie quält sich auch mit dem Gedanken an eine Schuld, und je länger es währt, um so unwiderruflicher lebt sie sich in den Wahn hinein, als habe sie in einem Anfall weiblicher Empfindlichkeit das von sich gestoßen, was das einzige Glück ihres Daseins war. . . . Ihr solltet sie sehen, Tommaso, wie sie bleich und trostlos dahinsiecht, ohne Halt und Hoffnung, stets nur von den düsteren Gespinnten ihrer krankhaften Phantasie umringt, ein Bild der Trauer, des Jammers, der Verzweiflung! Wir alle haben die Tiefe ihres Gemüths unterschätzt. Weil sie frisch und fröhlich in die Welt hinausblickte, weil ihr kindlicher Uebermut hin und wieder die Grenzen der äußeren Form überschritt, deswegen hielten wir ihre ganze Natur für feck und leichtlebig! Ohne uns über ihr wahres Wesen klar zu sein, sprachen wir ihr die Fähigkeit ab, sich unglücklich zu fühlen. Bei Gott dem Allmächtigen, es ist, als ob das Schicksal uns für diese vor-eilige Meinung zu züchtigen gedächte!"

Er fuhr mit der Hand über die Augen. Tommaso hatte ihm schweigend mit zugehört. Sein Blick ruhte starr und ausdruckslos auf der kleinen und doch so ehrwürdigen Gestalt, die sich unter der Last ihres Kammers tief innerlich zu beugen schien. Ein dumpfes Mißbehagen schnürte ihm die Kehle zusammen. Endlich begann er mit erzwungenem

Gleichmut: „Aber ich verstehe Euch nicht . . . Das Unabänderliche ist nun doch einmal geschehen . . .“

„O, ich weiß,“ entgegnete Gennaro. „Wenn die Krone einmal ins Meer gefallen ist, holt sie kein Engel des Herrn wieder aus der Tiefe hervor. Aber Ihr könnt ein gutes Werk verrichten, wenn Ihr mir beisteht, das arme Geschöpf von einem Irrwahn zu befehren, der seit einiger Zeit die Klarheit ihres Geistes in völlige Nacht umzuwandeln droht. Unablässig macht sie sich die entsetzlichsten Vorwürfe. Alle Ermahnungen bleiben fruchtlos. Sie hält jetzt mit eiserner Zähigkeit an der Ueberzeugung fest, Ihr würdet sie nie aufgegeben haben, wenn sie das Verhältnis nicht vorzeitig gelöst hätte. Nur Ihr seid im Stande, sie von diesen unseligen Ideen zu heilen. Ich beschwöre Euch, sagt ihr in einem ungeschminkten Briefe so klar als möglich die Wahrheit. Belehrt sie, daß Eure Neigung längst erkaltet war, ehe die äußerlichen Beziehungen aufhörten; verletzt und kränkt sie, wenn es nicht anders sein kann, aber öffnet ihr endlich die Augen! Euch wird sie glauben, was ihr aus meinem Munde wie ein wohlfeiler Trost klänge.“

„Aber wie kann ich . . .“ stammelte Tommaso, „unter welchem Vorwand . . .?“

„Gleichviel! Je rücksichtsloser Eure Erklärung erscheint, um so besser. Sagt meinethwegen, Ihr hättet vernommen, daß sie sich einer Kameradin gegenüber in dieser oder jener Weise geäußert habe, daß sie mit dem Vorgefallenen kokettiere und behaupte, Ihr hättet unter ihrer Flatterhaftigkeit alle Qualen der Hölle erduldet . . . Kurz, brecht die Gelegenheit vom Zaun, aber laßt die Unglückliche nicht länger in diesen qualvollen Irrtümern. Der Arzt, Signor Filippi, ein sehr geschickter junger Mann aus Palermo, hat mir wiederholt versichert, wenn nicht bald eine Aenderung eintrete, so stehe das Schlimmste zu befürchten. Wollt Ihr einem bekümmerten Vaterherzen diesen letzten und einzigen Freundschaftsdienst vorenthalten?“

Er schwieg. Durch die Zweige der Ulmen hauchte der Nachtwind, und die Flamme der einsamen Dellampe zitterte und hüpfte ängstlich unter seinem schwellenden Odem. Tommaso blickte träumerisch in den trüben, flackernden Schimmer; es war ihm zu Mute, als schaue er in die Seele Laldominas.

Jetzt erhob sich die Brise frischer und lebendiger; die Flamme zuckte noch einmal empor und erlosch.

Mit einem halb unterdrückten Schrei sprang Tommaso in die Höhe.

„Kommt mit ins Haus,“ stammelte er fröstelnd. „Ich will alles thun, was Ihr wollt — heute noch, jetzt noch, in diesem Augenblick.“

„Gelobt sei die heilige Jungfrau,“ sagte Gennaro, indem er sich die Augen trocknete. „Die Medizin ist bitter, aber ich hoffe mit Gottes Hilfe auf guten Erfolg.“

Wankenden Schrittes eilte Tommaso dem Gastzimmer zu. Gennaro folgte ihm in erwartungsvoller Beklommenheit.

Nach einigen Minuten gelang es der Wirtin, ein bestaubtes Tintenfaß, eine verrostete Feder und zwei Bogen Briefpapier aufzutreiben. Tommaso schrieb, ohne auch nur eine Sekunde lang zu überlegen, als wäre er mit dem Inhalt seiner Epistel seit Monaten im reinen gewesen. Nachdem er geendet hatte, reichte er dem Alten die Hand und wandte sich schweigend zum Gehen.

Gennaro hielt ihn zurück.

„Ich bitte Euch,“ flüsterte er eindringlich, „was soll ich mit dem Brief anfangen? Sie darf gar nicht erfahren, daß ich mit Euch zusammen gewesen bin. Gebt ihn bei nächster Gelegenheit zur Post; auch die Adresse muß von Eurer Hand geschrieben sein.“

„Wie Ihr wollt,“ sagte Tommaso in tonloser Dumpfheit.

Er faltete den Bogen zusammen und barg ihn sorgfältig in der Brusttasche. Dann verließ er ohne weiteren Gruß das Gemach und eilte ins Freie.

Inzwischen war hinter den Gärten von Bosco Trecafe der Mond heraufgekommen. Die ganze Landschaft flimmerte in einem grünlich silbernen Feenglanze. In großen, majestätischen Atemzügen rauschte das Meer. Ueberall herrschte der tiefste, entzückendste Frieden. Die Drangen hauchten ihren berauschendsten Duft zum Himmel auf, und hunderttausend funkelnde Sterne blickten wie stille Verheißungen auf die schlummernde Welt hernieder.

Tommaso schritt betäubt seine Straße entlang. Zum erstenmal seit jener verhängnisvollen Unthat kam ihm jetzt der Gedanke, es wäre vielleicht möglich gewesen, auch ohne den Besitz Giovannas glücklich zu werden.

Je mehr er sich in diesen Gedanken vertiefte, um so unseliger und wahnwitziger erschien ihm seine Handlungsweise.

Hier ein Weib, dessen Besitz er mit dem Mord des Bruders und dem Berrate der Braut erkaufen mußte, und dort ein Mädchen, das ihn liebte, treu und hingebend wie keine Zweite, ein Mädchen, das er sein nennen konnte, wenn er den Dingen nur einfach ihren selbstverständlichen Lauf ließ.

Die Ungeheuerlichkeit dieser Sachlage überwältigte ihn. Laut aufstöhnend schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, als wolle er sich den Schädel zerschmettern. Wie trost- und friedlos war seine Seele inmitten dieser glücklichen und beglückenden Natur! Fast mit dem Blick des Hasses schaute er in die märchenhafte Pracht hinaus, die sich unter den Strahlen des aufsteigenden Nachtgestirns von Minute zu Minute wonnevoller gestaltete. Dann raffte er sich trotzig zusammen und klonn in angestrongter Eile den steinigen Fußpfad hinan, von dessen äußerster Windung ihm die hellgetünchte Fassade seines Wohnhauses entgegenstimmerte.

Er traf Giovanna auf der rankenumwachsenen Bank neben der Hauptthür. Felice und Carlotta kauerten ihr zu

Füßen, während Campidoglio schweißwedelnd auf der Schwelle stand und seinen Herrn mit einem freudigen, halb unterdrückten Bellen begrüßte.

„Endlich!“ rief die junge Frau dem langerwarteten Ankömmling entgegen. „Ich dachte schon, du hättest dich überreden lassen, nach Neapel zu fahren.“

„Bah“, versetzte Tommaso, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, „die Schauspiele von San Carlo und Carlino kenne ich auswendig, und zum Lustwandeln in der Toledostraße ist es zu heiß. Nein, ich war in der Osteria del Monte, wo ich ein paar gute Bekannte aus Rom traf . . . die haben mich hingehalten. . . . Gibt es noch was zu essen, Giovanna?“

„Stotta hat dir schon vor einer Stunde den Tisch gedeckt. . . . Aber du bist blaß . . . was fehlt dir, mein Bester?“

„Im Mondlicht sieht der gesündeste Mensch wie ein Kranker aus,“ erwiderte Tommaso gleichgültig. . . . „Uebrigens hast du recht, ich fühle mich unbehaglich . . . es liegt mir in allen Gliedern . . .“

„Du machst mich ängstlich. Ich bin ohnehin ganz aufgeregert. Denke nur . . . Pietro, der Freund Antonios . . .“

„Was ist mit ihm?“

„Du weißt, er begleitete seit verwichenem Herbst die Inglese auf den Besuwegel. Die Führer verdienen ein schönes Stück Geld, und es ist immer besser, sich ehrlich im Dienste anderer zu ernähren, als planlos herumzuschweifen und dem lieben Gott den Tag abzustehlen. Gestern früh stieg er nun mit zwei jungen Doktoren bis an den Rand des Kraters hinauf, und wollte eben bis zur Stelle vordringen, von wo man die ganze Tiefe des Abgrundes überschaut, als eine furchtbare Dampfwolke aus dem Schlunde hervorsaupte. Hastig sprang er zurück, trat fehl und stürzte rücklings die Böschung hinab. Die beiden Forestieri hoben ihn wie leb-

los auf und schleppten ihn mühsam nach dem Osservatorio. Der Arzt hat ihn untersucht und wenig Hoffnung gegeben. Das eine Bein ist über dem Knie, das andre zweimal am Knöchel und in der Nähe der Hüfte gebrochen; auch hat die Brust arge Quetschungen erlitten. . . . Das Schlimmste ist," fügte sie nach einer Pause hinzu, „daß ihm die richtige Pflege fehlt. Die alte Elena, bei der er zur Miete wohnt, meint es recht gut, aber sie ist selbst fränklich und versteht nicht, mit Patienten vom Schlage Pietros umzugehen. Nun, wie Gott will! Jeder muß sein Schicksal ertragen. Pietro hat es wahrlich nicht um uns verdient, daß wir in Sack und Asche gehen, wenn ihm ein Unheil zustößt. Nur aus Menschlichkeit und christlicher Liebe wollte ich wünschen, daß er diesmal noch glücklich davontäme.“

Tommaso hatte während dieser Erzählung mit keiner Wimper gezuckt. Nur das heftige Auf- und Abwogen seines Atems verriet, daß Giovannas Bericht einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er schien mit sich zu kämpfen. Endlich sagte er mit fast zaghafter Stimme: „Du hast recht, Liebste; im Unglück hört aller Haß und alle Rachsucht auf . . . Wie wäre es . . . was meinst du . . . könnten wir nicht dazu beitragen, ihm sein schreckliches Schicksal zu erleichtern?“

Erstaunt blickte Giovanna auf.

„Wie, du wolltest . . .?“ stammelte sie ungläubig.

„Warum nicht?“ entgegnete Tommaso in steigender Verwirrung. „Es ist wahr, er ist mein Feind . . . aber du weißt ja . . . die christliche Barmherzigkeit . . . und dann . . . es ist schon lange her . . . er bereut vielleicht . . .“

„Was könnten wir thun?“ fragte die junge Frau, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte.

„Sehr wenig und sehr viel . . . Vor allen Dingen gälte es, sich zu überzeugen, in welchen Punkten die Pflege des Unglücklichen am meisten zu wünschen übrig läßt . . . Isotta hat eine geschickte Hand, und auf einige Zeit könnten

wir sie schon ohne Nachteil entbehren. . . . Was sagst du dazu?"

„Wie du willst. Gott weiß es, ich trage niemandem etwas nach, am allerwenigsten einem Sterbenden.“

„So schlimm also steht es?" fragte Tommaso mit schlecht behaupteter Fassung.

„Ich sagte dir ja, der Arzt zweifelt an seinem Aufkommen.“

„O, die Ärzte sehen immer zu schwarz, schon im eigenen Interesse, denn es ist rühmlicher, einen bereits Aufgegebenen vom Tod zu erretten, als einen Schnupfen zu heilen. Ich glaube zuversichtlich, daß er bei sorgfältiger Behandlung genesen wird.“

Giovanna schüttelte den Kopf. Diese ungeheuchelte Teilnahme kam ihr denn doch etwas eigentümlich vor. Tommaso bemerkte, was in ihr vorging. Rasch fügte er hinzu: „Natürlich, das ist nur so meine Ansicht. Möglich, daß ich mich täusche. Jedenfalls ist es Christenpflicht, den Versuch zu machen.“

„Wir werden morgen noch davon reden. . . . Aber sieh nur, der Versuch! Das loht und flackert wieder ganz so wie vor zehn Jahren, als die heimtückische Flut überquoll, und die halbe Stadt begrub. . . . Hast du nichts drunten in Torre del Greco gehört? Was sagen die Leute davon?"

„Es hat nichts zu bedeuten," entgegnete Tommaso zerstreut. „Wenn es diesmal losbricht, so ist's der kleine Krater, und die Lava fließt nach dem Atrio del Cavallo ab.“

„Gott gebe, daß du recht behältst! Und nun laß uns schlafen gehen. Ich muß morgen frühzeitig an die Arbeit.“

Tommaso erwiderte nichts. Wie geistesabwesend folgte er der jungen Frau ins Innere des Hauses. Das Mahl, das Isotta ihm aufgetischt hatte, berührte er nicht. Die Fragen Giovannas nach der Ursache seiner wunderlichen Verstimmung beantwortete er ausweichend, bald Verdrießlich-

keiten geschäftlicher Art, bald seine übergroße Ermüdung vorschüzend.

Die ganze Nacht hindurch schloß er kein Auge. Hundert wechselnde Bilder durchbebten sein fieberisch erregtes Gehirn. Alle Willenskraft erwies sich diesen Anwandlungen gegenüber als machtlos. Glaubte er sich jetzt durch eine klare Zurechtlegung der Thatfachen und einen festen, unerschütterlichen Entschluß von dem bösen Zauber befreit zu haben, so tauchten die kaum beschworenen Geister von neuem empor und höhnten die Schwäche des Betrogenen. Fast unaufhörlich preßte ihn das Gefühl, als müsse er Pietro zu Hilfe eilen, als müsse er an ihm wieder gut machen, was er am Bruder verbrochen. Ohne sich dessen bewußt zu sein, glaubte er sich durch die Rettung des einen Feindes von dem Morde des andern rein waschen zu können. Dazwischen grüßte ihn das bleiche Angesicht Laldominas krank und hoffnungslos, wie Gennaro es ihm geschildert — und die ernstesten, feierlich milden Züge seines Weibes, deren unsäglicher Liebreiz all diese Pein, all dieses mühlende Weh verschuldet hatte. Die ganze Vergangenheit, vom ersten zärtlichen Wort, das er an Giovanna gerichtet, bis zu der schrecklichen Stunde, da er die Hand gegen Antonio erhob, zog in grausamer Klarheit an seinem inneren Blicke vorbei und steigerte seinen Zustand dergestalt, daß ihn nur die physische Erschlaffung, die endlich einen dumpfen, bleiernnen Schlaf herbeiführte, vor der hellen Verzweiflung rettete.

Fünftes Kapitel.

Der folgende Tag war der sechsundzwanzigste April 1872.

Schon in aller Frühe wurden die Anwohner des neapolitanischen Golfes durch eigentümliches unterirdisches

Rollen, das fast wie der Donner einer fernen Kanonade klang, aus dem Schlummer geweckt.

Gegen zehn Uhr morgens gewährte der Besuch ein überwältigendes Schauspiel.

Eine Rauchsäule von unermesslicher Höhe qualmte lotrecht aus dem Krater empor und bedeckte mit ihren sich nach und nach verbreiternden Massen fast die Hälfte des Firmaments. Wie eine luftige Sierra Nevada lag das gigantische Wolkengebilde im sonnenbeglänzten Blau, und stets unabsehbarer ergossen sich seine Schatten über die zitternde Erde.

Ein dampfender Lavastrom, zunächst freilich noch von geringer Ausdehnung, floß in der Richtung von Massa und San Sebastiano zu Thale; alle Anzeichen deuteten indes darauf hin, daß die Wut des Vulkans sich nicht mit diesen kleinen Vorgefechten begnügen, sondern eine regelrechte und gewaltige Schlacht liefern würde.

Tommaso erwachte, als die Sonne bereits hoch über dem Horizont stand. Beim Anblick der lodernden Rauchmassen geriet er außer sich. Hatte er nur darum eine lange Nacht hindurch den fluchwürdigen Dämon seines Gewissens niedergekämpft, um nun am lichten Tage so unabweislich an eine Zeit erinnert zu werden, die er ewig begraben wünschte?

Horch! War das nicht die Stimme Antonios? Nein, die Luft erzitterte nur unter dem Dröhnen der rasenden Elemente.

Es überrieselte ihn eiskalt. Hastig warf er sich in die Kleider und stürmte ins Freie.

„Wo willst du hin?“ rief Giovanna dem Davoneilenden nach. „Mir ist so beklommen zu Mute, als wenn ein Unglück geschehen müßte . . .“

„Wir sind vorläufig sicher,“ versetzte Tommaso.

„Aber ich fürchte mich, bei diesem schrecklichen Schauspiel allein zu sein. Was hast du so Dringendes vor, daß du uns verlassen mußt?“

„Ich will zu Pietro. . . Du weißt . . .“

„Laß an deiner Stelle lieber Isotta gehen. Die Kinder weinen und jammern. Ich ängstige mich zu Tode.“

„In spätestens anderthalb Stunden bin ich wieder zurück. Ich muß selber seh'n, wie die Dinge liegen. Zünde inzwischen dem heiligen Januarius die Kerzen an und laß Carlotta ihre Gebete sprechen. Auch Felice mag mitbeten — ja, auch Felice . . . Auf Wiedersehen!“

Zwanzig Minuten später erreichte er die Stadt. Die Bevölkerung ging einstweilen noch ruhig ihren Geschäften nach. Nur hin und wieder hatten die Frauen vor den Hausthüren improvisierte Altäre errichtet, um die heilige Jungfrau und San Gennaro zur Fürbitte bei dem zürnenden Herrgott zu bewegen.

Tommasos Straße führte am Postgebäude vorüber. Er entsann sich des Briefes, den er gestern in der Osteria del Monte verfaßt hatte. Das Schreiben steckte noch in seiner Tasche. Er klopfte ans Schalter, ließ sich Feder und Tinte geben, schrieb die Adresse, und warf das seltsame Dokument in die Buca. Dann setzte er seinen Weg fort, bis er vor einem kleinen, baufälligen Hause mit graugestrichenen Jalousieen Halt machte.

Zögernd betrachtete er die verrostete Thürklinke mit dem plumpen, kronenähnlichen Knopfe.

Sollte er eintreten?

Er fühlte ein tief innerliches Widerstreben, und doch war der Drang, der ihn an das Lager des einst so verhaßten Feindes trieb, mächtiger denn alle entgegengesetzten Regungen. Langsam und verstohlen, als wandle er auf verbotenen Wegen, stieg er die ausgetretenen Basaltstufen der Freitreppe hinan und öffnete. Seine Schritte hallten unheimlich durch die Dämmerung des Vorflurs. Aus einer Seitenthür streckte sich der runzelige Kopf der alten Elena hervor und fragte mit matter, verlöschender Stimme, wer da sei.

„Wohnt hier nicht Pietro, der Fremdenführer?“ flüsterte Tommaso.

„Jawohl, Signore,“ versetzte das Mütterchen, „aber er ist krank, sehr krank, und kann niemanden sehen.“

„Ich weiß, er ist gestürzt . . . droben am Krater. . . . Aber ich bin . . . ich habe . . . vielleicht bedarf er der Pflege . . .“

Die Alte war indes auf den Flur getreten.

„Ach Gott,“ schluchzte sie, indem sie die Augen mit der Schürze trocknete, „ich fürchte, die Pflege kommt zu spät bei dem armen Jungen! Als der Doktor vorhin aus dem Krankenzimmer kam, sah er mich so eigentümlich an und zuckte dann so seltsam die Achseln, daß ich wohl wußte, hier ist's aus mit seiner Kunst; nur ein Wunder kann den Aermsten vom elenden Tode retten.“

In diesem Augenblick erscholl ein mark- und beinerschütternder Schmerzensschrei, der sich in einem fläglichen Wimmern und Winseln fortsetzte.

Ein zwölfjähriges Mädchen trat verstört auf die Schwelle der gegenüberliegenden Thür.

„Um Gottes willen kommt mir zu Hilfe! Er stirbt!“

Eine Totenstille folgte auf dieses verhängnisvolle Wort. Nur von fern klang das Donnern des Besuch in unheimlicher Abdämpfung durch die schweigenden Räume des Krankenhauses.

Elena faßte sich zuerst.

„Lauf zum Herrn Pfarrer,“ flüsterte sie dem bestürzten Mädchen zu, „er möge schleunigst mit dem heiligen Sakrament kommen. O Gott, wenn er nur nicht ungebeichtet hinübergeht! Kommen Sie, lieber Signore! Wir wollen seh'n, ob wir dem Unglücklichen die Qual der letzten Stunde erleichtern können.“

Langsam und geräuschlos schlüpfte sie in das niedere Gemach. Tommaso folgte hochklopfenden Herzens.

Als Pietro seiner ansichtig wurde, versuchte er sich aufzurichten, aber die Schwäche hatte bereits zu trostlos überhandgenommen. Stöhnend sank er ins Rissen zurück, und ein kalter Schweiß trat in dichten Tropfen auf seine fiebernde Stirn.

Endlich gelang es ihm, sich so weit zu sammeln, daß er wenigstens in abgebrochenen Worten zu reden vermochte. Er winkte Tommaso heran und reichte ihm mit einem Lächeln voll unendlicher Wehmut die Hand.

„Wißt Ihr noch,“ hauchte er fast unhörbar, „wie Ihr mich damals auf dem Wege nach Castellamare an der Kehle packtet und mich einen Verräter nanntet? Ihr ließt mich laufen, um nicht zum Mörder zu werden, und Ihr thatet wohl daran. Jetzt hat mich das Schicksal ganz anders an der Kehle gepackt; jetzt wird mir auch ohne Euer Zuthun der Atem ausgehen.“

„Pietro, was redet Ihr? Könnt Ihr im Ernst denken, ich sei gekommen, um diese längst vergessene Geschichte. . . . Nein, so wahr ein Gott lebt . . . ich beschwöre Euch . . .“

Pietro streckte ihm von neuem die Hand entgegen.

„Sprecht, was Ihr wollt,“ sagte er schmerzlich, „es war ein ehrloser Streich, und jeder Frevel zieht seinen Lohn nach sich. In den Tagen der Verblendung wähnt man sein Glück zu fördern, wenn man ohne Furcht und Gewissen seine selbstsüchtigen Zwecke verfolgt und das Recht anderer mit Füßen tritt; aber wenn dann die Hand des ewigen Richters auf unserm Haupte lastet, dann erkennen wir, wie sehr uns der herzlose Wahn betrogen hat. Ich habe Euch verraten, wie Judas den Herrn verriet — aus elender Habsucht, um schöne Silberlinge. . . . Verzeiht mir, damit ich in Frieden sterben kann.“

Tommaso war auf einen Stuhl gesunken und preßte sein Antlitz, heftig stöhnend, in beide Hände.

Jetzt erhob er sich, wankte wie ein Träumender auf Pietros Lager zu und warf sich laut schluchzend auf die Kniee.

„Ich vergebe Euch gern und von ganzem Herzen!“ rief er in unbeschreiblicher Seelenangst ... „Ach, Ihr wißt nicht ... Es ist ein entsetzliches Schicksal!“

In diesem Augenblick erschien das Kind in Begleitung des Priesters. Tommaso sprang hastig empor und stürzte, kaum seiner Sinne mächtig, ins Freie.

Fast eine Stunde lang schweifte er durch die Straßen, ohne zu sehen und zu hören, was um ihn vorging. Alle seine Gedanken drehten sich um den einen dunklen Punkt, der in den letzten Tagen so unheilverkündend gewachsen war und nachgerade sein ganzes Ich zu verschlingen drohte. Ja, Pietro hatte recht; der Fluch des Frevels war unauslöschlich — und je länger die Glut unter der Asche geschlummert, um so verheerender brach sie jetzt durch die Hülle.

Von innerer Erregung und äußerer Anstrengung ermüdet, ließ er sich endlich auf einen Baumstamm nieder, der etwa hundert Schritte oberhalb des nördlichen Stadthores am Wege lag und einen freien Blick über den Vesuv und die Dörfer an seinem nordwestlichen Abhang gewährte.

Das Toben der Elemente rüttelte ihn jetzt endlich aus seiner Willenlosigkeit auf.

Der Ausbruch schien noch fortwährend im Zunehmen begriffen. Der Lavastrom hatte jetzt die gerade Richtung auf San Sebastiano genommen. In weniger als einer halben Stunde mußten die ersten Häuser des Städtchens von den rotglühenden Massen erreicht und vernichtet werden. Auch am südöstlichen Abhang des Aschenkegels zeigten sich verdächtige Rauchschlangen, die, falls sie an Ausdehnung gewannen, die Bienen von Torre del Greco, wenn nicht gar die Stadt selber mit dem Untergange bedrohten.

Tommaso richtete sich auf und holte tief Atem, als wolle er frische Kraft und neuen Lebensmut einsaugen; aber es wehte keine Erquickung in dieser schwülen, beklommenen Luft. Wie eine bange, verhängnisvolle Ahnung lastete es

rings auf der Natur; jeder Nerv zitterte unter dem Einfluß dieser fetsam peinlichen Spannung.

Mit einemale ergriff ihn eine unsagbare Sehnsucht nach Weib und Kind; er kam sich verächtlich und herzlos vor, daß er seine Lieben bei dieser Katastrophe allein ließ, um den egoistischen Zwecken seines furchtsamen Gewissens nachzugehen. Trotzig warf er sich in die Brust wie ein Mann, der gesonnen ist, den Kampf mit allen Mächten des Himmels und der Hölle aufzunehmen. Noch einmal blickte er hinunter nach Torre del Greco, wo jetzt vielleicht Pietro seinen letzten Seufzer aushauchte. Dann schritt er fest und scheinbar beruhigt den Pfad hinauf, der nach seinem Wohnhause führte.

Giovanna empfing ihn mit lautem Wehklagen.

„Welch ein grausames Schicksal!“ sagte sie schluchzend, während sie einige Kostbarkeiten in eine hölzerne Handtruhe verpackte. „Zweimal Hab und Gut zu verlieren, zweimal von Haus und Hof flüchten zu müssen — bei Gott, das ist mehr, als ein menschliches Herz zu ertragen vermag!“

„Wer sagt, daß du flüchten mußt?“ versetzte Tommaso, noch atemlos vom hastigen Steigen. „Bis zur Stunde ist keine Gefahr vorhanden.“

Er trat an das geöffnete Fenster und warf einen prüfenden Blick auf den qualmenden Regal, der immer neue Dampfmassen zum Firmament schickte.

Die Rede erstarb ihm fast auf den Lippen.

Ein breiter, gewaltiger Strom, dessen flammende Lohe trotz der Tageshelle das Rauchgewölk mit einer rötlichen Glut übergöß, rollte pfeilgeschwind an den Böschungen des Kraters herab und kam dann mit verminderter Schnelligkeit gerade auf Torre del Greco zu. Dabei dröhnte und krachte es, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Das Haus zitterte in seinen Grundfesten. Weinend klammerten sich die Kinder an die Mutter. Isotta sank in die Kniee und betete ein Paternoster nach dem andern; der Hund heulte;

kurz, es waren Momente des Schreckens und der Verwirrung, wie man sie erlebt haben muß, um sie vollständig nachfühlen zu können.

Tommaso rührte sich nicht. Achfahl stand er da, das glanzlose Auge fest auf das heranschleichende Unheil gerichtet. Durch seinen ganzen Körper flog ein Zittern und Schütteln. Sein Atem ging dumpf und schwer, wie die letzten Züge eines Verscheidenden.

Giovanna rief ihn bei Namen. Er gab keine Antwort.

In diesem Augenblick kamen flüchtige Hirten des Wegs daher, die ihre Habe vor dem verheerenden Element in Sicherheit zu bringen suchten.

„He, Landsmann,“ rief einer zum Fenster hinauf, als er die regungslose Gestalt Tommasos erblickte, „was träumt Ihr hier? Merkt Ihr nicht, daß die Lava kommt?“

„Die Lava kommt!“ wiederholte Felice, der die verhängnisvollen Worte vernommen hatte.

Bei dem Klang dieser Stimme zuckte Tommaso zusammen, als habe ihn eine Viper gestochen. Ein greller Angstschrei rang sich von seinen verzerrten Lippen los.

„Antonio!“ rief er in wahnwitziger Verzweiflung. „Er steigt aus dem Grabe hervor, um seinen Mörder zu holen!“

Mit diesen Worten schwang er sich weithin über die Fensterbrüstung.

Giovanna brach ohnmächtig zusammen.

Wenige Stunden später hauchte Tommaso im Hospital der heiligen Anna zu Torre del Greco seinen Geist aus. Mit der letzten Kraft seines verlöschenden Odems legte er ein umfassendes Geständnis ab. Durch die milden Liebesworte des Priesters getröstet und mit sich und seinem Gotte versöhnt, ging er hinüber.



Schriften desselben Verfassers.

Romane.

Die Claudier. 15. Auflage.	M.	7.—
Prusias. 6. Auflage.	"	7.—
Aphrodite. 5. Auflage.	"	6.—
Nero. 5. Auflage.	"	5.—
Gertha. 3. Auflage.	"	7.—
Dombrowsky. 2 Bände. 3. Auflage.	"	8.—
Der Mönch vom Aventin. 2. Auflage.	"	3.—
Familie Hartwig. 2. Auflage.	"	7.—
Kyparissos. 2. Auflage.	"	7.—
Roderich Löhr. 2. Auflage.	"	7.—
Adotja.	"	5.—
Themis. 2 Bände.	"	8.—
Das Kind.	"	—50

Epische Dichtungen.

Das Hohelied vom deutschen Professor. 6. Auflage.	M.	1.—
Venus Urania. 5. Auflage.	"	2.—
Schach der Königin. 3. Auflage.	"	3.—
Murillo. 3. Auflage.	"	2.—

Ferner erschien:

Lyra Germano-Latina. Eine Auswahl der berühmtesten deutschen Gedichte ins Lateinische übertragen	M.	1.—
Verstehen wir Deutsch? Volkstümliche Sprachuntersuchungen	"	1.—
Initium fidelitatis! Humorist. Liederbuch. 14. Aufl.	"	1.—
Jucunda juvenus! Neues humoristisches Liederbuch.	"	1.—
